Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 116 (2020)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
116. Jahrgang (2020), Heft 2, S. 103–128

Buchbesprechungen
Comptes rendus de livres

Brändli-Probst, Cécile: Von den Freuden der kinderreichen Familie. Vorwort von Judith Stamm. Texte von Sebastian Brändli, Regine Kretz, Esther Scheidegger Zbinden und Kristov Brändli. Herausgegeben von Esther Scheidegger, Kristov Brändli und Sebastian Brändli.
Zürich: Limmat, 2020, 143 S., Ill.

Über die konfessionell geprägte Alltagskultur in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg ist insgesamt weniger bekannt als über den Konfessionalismus im jungen Bundesstaat. Religiöse Prägungen moderner Alltage scheinen ungeachtet der bereits einige Jahrzehnte zurückliegenden grundlegenden historischen Forschungen etwa von Urs Altermatt oder Heidi Witzig in jüngster Zeit sogar eher aus dem Blick zu geraten. Daran wird freilich auch das hier vorzustellende kleine Büchlein nichts ändern, das zudem nicht mit akademischer Intention herausgegeben worden ist. Aber es kann vielleicht zur Sensibilität für das Thema beitragen und Interesse an Personen, Quellen und Zusammenhängen wecken. Für ganz generell an der Erfahrungsperspektive und der Geschichte des privaten Lebens Interessierte ermöglicht es zudem Einblicke in ein kaum bekanntes Feld und Genre.

Cécile Brändli-Probst (1919–2008) hat in den Jahren zwischen 1953 und 1966 für die Zeitschrift des Katholischen Frauenbundes *Familie* Beiträge verfasst, in denen sie über Ereignisse aus dem Alltag der eigenen, titelgebenden kinderreichen Familie berichtet und diese aus der Perspektive einer kirchlich engagierten Mutter reflektiert. Drei ihrer insgesamt neun Kinder haben nun den hundertsten Geburtstag der als Tochter katholischer Zuwanderer aus Süddeutschland in Dietikon AG Geborenen und Aufgewachsenen zum Anlass genommen, eine Auswahl dieser Texte zu veröffentlichen. Herausgekommen ist ein liebevoll gestaltetes Bändchen, das nicht nur eine interessante Quelle in Erinnerung ruft, sondern in drei im Anhang veröffentlichten Essays auch aus ganz unterschiedlichen – den verschiedenen Hintergründen der Schreibenden entsprechenden – Perspektiven die Person und schreibende Praxis der Mutter zu situieren sucht. Ergänzt werden diese Darstellungen durch ein Vorwort von Altnationalrätin Judith Stamm, der christlichsozialen Anwältin der Gleichstellung in der Schweiz, und den Wiederabdruck einer

Würdigung des späten lokalhistorischen Engagements C. Brändli-Probsts für das Zürcher Quartier Fluntern von Regine Kretz aus dem Jahr 1985.

Die drei Essays, aus denen die Journalistin Esther Scheidegger Zbinden, der Schauspieler und Produzent Kristov Brändli und der gelernte Historiker (Schüler Rudolf Brauns) und Leiter des Zürcher Hochschulamts Sebastian Brändli sprechen, sind persönlich und gleichwohl informativ und reflektiert. Sie verbinden – zumal in der Zusammenschau – die subjektive Erinnerung mit Einblicken in Netzwerke und Praktiken des katholischen Milieus der Zürcher «Diaspora», die von der Wahl des Frauenarztes bis zur konfessionell organisierten Geselligkeit im Club Felix reichten. Das hilft, die Denk- und Schreibweise von Brändli-Probst zu verstehen. Ihre Artikel waren als Serien gestaltet, deren Titel sich jeweils an der Zahl ihrer Kinder ausrichteten («Sechs in einem Nest», «Familie Siebenzahl», «Die acht Seligkeiten», später ergänzt um «und Sabina»), und sie bedienen sich einer Sprache, in der sich familiäre Unmittelbarkeit und in Lektüre geschulte Geschliffenheit auf eine Weise vereinen, die das Geschehen in der Flunterner Grossfamilie offensichtlich auch für die Leserinnen der «Familie» interessant gemacht haben. Die Texte wollen selbstredend etwas – über Erziehung und Mutterschaft in einer zeitgemäss gläubigen Familie – vermitteln, sie bleiben dabei aber unaufdringlich und ohne belehrenden Ton. C. Brändli-Probst wollte eigentlich Lehrerin werden, musste die Ausbildung am Lehrerinnenseminar Menzingen aber wegen des Todes ihrer Mutter vorzeitig abbrechen, um sich in ihrem Elternhaus dem Geschäft und Geschwistern zu widmen. 1945 heiratete sie den Lehrer am Technikum Winterthur und Computerpionier Emil Rudolf Brändli, der als Vater der im Zentrum stehenden Kinderschar weitgehend abwesend bleibt. Ihre pädagogischen, familien- und glaubenspolitischen Interessen blieben lange im Hintergrund. Ab 1957 liess sie sich beim Katholischen Frauenbund zur Elternschulleiterin ausbilden, 1965 nahm sie in Rom an der Laiensynode im Anschluss an das Vatikanum teil und berichtete darüber in der ihr eigenen Mischung aus persönlichem Bericht und selbstermächtigendem konfessionellem Engagement.

Was historisch-kulturwissenschaftlich interessierte Lesende aus der Lektüre der ausgewählten Texte neben der atmosphärischen Präsenz eines heute wenig sichtbaren bürgerlich-katholischen Milieus mitnehmen werden, ist die Erkenntnis der Notwendigkeit differenzierterer Zugänge zu Fragen von Säkularisierung und Gleichstellung. C. Brändli-Probsts Einblicke in das Familien- und Seelenleben einer zwar augenscheinlich glaubensfesten, aber zugleich mit sich ringenden und nach fortschrittlichen Veränderungen suchenden Katholikin, sind so auch ein Dokument der Ambivalenzen und Gleichzeitigkeiten gesellschaftlicher Modernisierung. Ihre Widersprüche verlangen nach genauerem Hinsehen. Cécile Brändli-Probsts Beiträge könnten dafür ebenso ein Ausgangspunkt sein wie ihre journalistische Heimat, die über Jahrzehnte erfolgreiche und vielgelesene Zeitschrift *Familie*. In ihr verbanden sich nicht nur moderne Schweizer Typografie und Fotoillustrierung mit katholischer Familienpolitik, sondern gab es im Schatten der Kirche auch Raum für bis heute in Wissenschaft und Öffentlichkeit weitgehend übersehene Formen weiblicher Emanzipation.

BERNHARD TSCHOFEN

Booz, Sophia: Der Reisswolf. Aktenvernichtung als destruktiver, ordnender und produktiver Umgang mit Daten (1965–2015). Diss. Tübingen.
Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2018 (Untersuchungen / Ludwig-Uhland-

Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 122), 216 S., Ill.

In einer Ecke des Kopierraums meines Arbeitsplatzes steht neben dem grossen Gerät, das dem Raum seinen Namen und hauptsächlichen Nutzen gibt, ein weiteres, kleines Gerät, das wohl kaum jemandem auffällt und, so vermute ich, nur äusserst selten benutzt wird: der Aktenvernichter oder auch Reisswolf. Dieser ist nun Protagonist einer Studie von Sophia Booz geworden. Die Autorin beschreibt ihren Forschungsgegenstand im ersten Satz ihres Buchs als ein «äußerlich unscheinbares Bürogerät» (S. 7), das auf den zweiten Blick aber vielschichtige Dimensionen aufweist, zum Beispiel als Corpus Delicti verschiedener politischer «Datenskandale» der vergangenen Jahrzehnte. Gleiches könnte man über Sophia Booz' Buch sagen: Was auf den ersten Blick wie die eng geführte Technikgeschichte eines kaum beachteten Gegenstands aussieht, entpuppt sich beim Lesen schnell als eine vielschichtige Studie über unseren alltäglichen Umgang mit einer wertvollen Ressource, nämlich Daten. Sophia Booz ist eine konzise und zugängliche, methodisch dichte und konzeptionell unaufgeregte Studie zu einem Gegenstand gelungen, an dem ich nach der Lektüre ihres Buches nicht mehr so achtlos vorbeilaufen werde wie bis anhin.

Angesichts gegenwärtig viel genutzter Schlagworte wie Big Data, Daten- oder Informationsgesellschaft erschliesst sich die Aktualität des Themas schnell, allerdings stellt sich spontan die Frage, ob der Aktenvernichter nicht ein anachronistischer Zugang zu diesem Komplex ist. Sophia Booz kann jedoch in der überzeugenden Historisierung digitaler Datenpraktiken und Datenkulturen zeigen, dass der schlichte Gegensatz von alten (analogen, auf Papier gedruckten und zu Büchern gebundenen) und neuen (digitalen, computer- oder cloudgestützten) Daten zu kurz greift (S. 9). Ihr Buch, 2017 am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut als Dissertation eingereicht, spürt in den Praktiken und Imaginationen der alltäglichen Datenvernichtung den normativen Verhandlungen nach, die auf soziale und kulturelle Ordnungen und Wertzuschreibungen sowie sich verändernde Sensibilitäten und Konventionen im Umgang mit Daten verweisen. Diese Aushandlungen um das physische Vernichten von Datenträgern gehen zwar vielleicht nicht geräuschlos vonstatten (denn alle Leser*innen haben wohl das typische Geräusch dieses Vorgangs im Ohr), aber doch ständig und routiniert. Sie lassen Datenvernichtung als eine spezifische, sozial und technisch gerahmte Datenpraxis verstehbar werden, die keineswegs an Bedeutung verloren hat. Der Aktenvernichter als Bürogerät wird in Sophia Booz' Lesart zu einem Ausgangspunkt für Verhandlungen um «Datenproduktion, Datensicherheit, Datenmissbrauch und Datenschutz» (S. 10).

Der Untersuchungszeitraum der Arbeit umfasst nicht die gesamte Geschichte des Aktenvernichters seit seiner Entwicklung Mitte der 1930er-Jahre, sondern setzt Mitte der 1960er-Jahre ein. Dieser Startpunkt ist analytisch sinnvoll, da bereits mehrere Studien gezeigt haben,[1] dass die elektronische Datenverarbeitung zu dieser Zeit in der Bundesrepublik Deutschland, die den primären Untersuchungsraum darstellt, zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. So liefert Sophia Booz' Arbeit einen weiteren Baustein zum Verständnis dieser «Neuvermessung des Wertes von Daten» (S. 11) und die damit einhergehende

1 Zum Beispiel Fleischhack, Julia: Eine Welt im Datenrausch. Computeranlagen und Datenmengen als gesellschaftliche Herausforderung in der Bundesrepublik Deutschland (1965–1975). Zürich 2016; Gugerli, David: Die Welt als Datenbank. Zur Relation von Softwareentwicklung, Abfragetechnik und Deutungsautonomie, in: ders. et al. (Hg.): Datenbanken (Nach Feierabend). Zürich 2007, S. 11–36.

Inwertsetzung von Daten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie nähert sich ihrem Gegenstand über ein vielfältiges und umfangreiches Materialkorpus, das 250 Artikel und über 200 Werbeanzeigen aus Fachzeitschriften, 140 Artikel aus der Berichterstattung über Datenskandale, Dokumente zu technischen Normen und Gesetzestexte, 15 Interviews mit Mitarbeiter*innen von Herstellern und Nutzer*innen sowie die Teilnahme an einer Fortbildung zu Datensicherheit und Datenschutz eines Herstellers umfasst.

Der Hauptteil der Untersuchung ist in drei Kapitel gegliedert, die Datenvernichtung als zerstörerischen (Kapitel 3), ordnenden (Kapitel 4) und produktiven (Kapitel 5) Akt analysieren. Zunächst steht also die offensichtlichste, die destruktive Funktion des Aktenvernichters im Vordergrund, wobei Sophia Booz insbesondere Wert auf das sinnliche Erleben der Zerstörungskraft legt. Diese wird sowohl durch symbolische wie materielle Vorgänge fühl- und erlebbar gemacht, um die Endgültigkeit und Gewissheit der Datenvernichtung zu vermitteln und somit ein Sicherheitsgefühl herzustellen, das jedoch auch immer wieder durch (imaginäre) Rekonstruktionsverfahren infrage gestellt wird (S. 66). Daten werden aber nicht nur vernichtet, sondern aufgrund zunehmender Wichtigkeit von Datenschutz und Aufbewahrungspflichten immer detaillierter klassifiziert. Die Nutzung des Aktenvernichters wird so zu einer individuellen und institutionellen «Ordnungsleistung» (S. 97). Sophia Booz zeigt detailliert auf, wie aus verschiedenen Formen, Daten zu denken und zu bewerten, neue Datenkonzepte entstehen, die sie situativ als schützenswertes, gefährdetes oder gefährdendes, zirkulierendes und verzeitlichtes Gut konzipierbar machen. Aus diesen Datenkonzepten resultieren differenzierte Weisen des Umgangs mit Daten und ihrer Zerstörung. In diesen verschiedenen Datenkonzepten scheinen, so Booz, «Datenpotenziale», also mit den Daten und Datenträgern verbundene Möglichkeiten und Risiken, auf (S. 139). Diese Potenziale verweisen auf die produktive Dimension von Zerstörung und machen deutlich, «dass der Aktenvernichter über bestimmte Kräfte verfügt, die über die rein materielle Zerstörung hinausgehen» (S. 141). Sophia Booz arbeitet vor allem entlang der Berichterstattung über Datenskandale der bundesrepublikanischen Geschichte drei dominante Deutungsmuster heraus, nämlich Aktenvernichtung als verschleiernd, geschichtsschreibend oder bewahrend. So erhält das Aktenvernichten als «Praxis der Entdauerung» (S. 156) nicht nur eine grosse «erinnerungspolitische Relevanz» (S. 179), sondern wird auch als eine weitverbreitete und übergeordnete Praktik der «Wissensregulierung, Vergangenheitsbewältigung oder Privatheitstechnik» (S. 184 f.) erkennbar.

Während die drei Kapitel des Hauptteils entlang des Materials verschiedene Dimensionen des Datenhandelns detailliert entfalten, werden sie durch ein überspannendes Narrativ verbunden. Darin skizziert Sophia Booz, wie sich die Problemstellungen änderten, auf die der Aktenvernichter eine Antwort geben konnte und an die er sich anpassen musste: War er zu Beginn des Untersuchungszeitraums noch vor allem ein Mittel, um die Herausforderung des steigenden Papierverbrauchs aufgrund neuer Vervielfältigungstechniken und der elektronischen Datenverarbeitung anzugehen, zeigt sich eine zunehmende Verrechtlichung und Versicherheitlichung des Diskurses um Daten, sodass Aspekte des Datenschutzes und der Legitimität der Löschung bestimmter Daten immer mehr an Bedeutung gewannen. Während es also zu Beginn vor allem um die Quantität der Daten und die Masse der Datenträger ging, eben die steigenden Papierfluten, verschob sich der Fokus auf die Qualität der Daten, also den Inhalt der Datenträger und dessen

Klassifizierung und Valorisierung. Auch ökologische Fragen der Wiederverwertbarkeit der Rohstoffe der Datenträger gewannen zunehmend an Bedeutung, sodass Datenvernichtung auch als «Abfallhandeln» (S. 34), bei dem Ent- und Aufwertung von Daten und Datenträgern ineinandergreifen (S. 37), erkennbar wird.

Besonders interessant ist, dass sich im vielschichtigen Material über die historische Rekonstruktion von Datenpraktiken hinaus immer wieder Spuren einer Geschichte westdeutscher Bürokulturen zeigen. Diese zu analysieren, fällt natürlich nicht in den Untersuchungsbereich der Arbeit, dennoch ist es beim Lesen des Buchs an manchen Stellen schade, dass diese Spuren nicht expliziter weiterverfolgt wurden. Wenn in den Werbeanzeigen für jedes «‹Vernichtungsproblem›» beziehungsweise jeden «‹Vernichtungszweck›» die «‹richtige Lösung›» oder «‹richtige Maschine›» (S. 62) gleichzeitig mit den «‹bürosympathischen Formen und Farben›» (S. 78) der «‹Reisswölfe im Designerpelz›» (S. 79) angepriesen wird, liessen sich mithilfe des Schneidwerks des Aktenvernichters die Ästhetiken und Ethiken der bundesrepublikanischen Nachkriegsmoderne mit allen einhergehenden Absurditäten und Sensibilitäten präzise auseinandernehmen.

MAXIMILIAN JABLONOWSKI

Heimerdinger, Timo und Marion Näser-Lather (Hg.): Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie.

Wien: Verein für Volkskunde, 2019 (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29), 294 S., Ill.

‹Wie kann man nur schon wieder darüber schreiben, worüber man forscht?›, mag sich der oder die Leser*in des vorliegenden Bandes denken. Der Verdacht einer abermaligen selbstreflexiven Trockenübung der Volkskunde/EKW/KA/EE/etc. zu Fachidentität und -gegenständen wird von den Beiträgen schnell entkräftet.[1] Es findet sich mehr als ein selbstreflexiver Überblick über randständige Forschungsthemen und Kritik an blinden Flecken; vielmehr versammelt der Band, herausgegeben von Timo Heimerdinger (Innsbruck) und Marion Näser-Lather (Marburg) und auf eine Tagung in Innsbruck (2017) zurückgehend, höchst erhellende Beiträge zu unterschiedlichen Themen und Zugängen, in denen die Autor*innen ihren jeweiligen Standort und teils eigenes Hadern im Forschungsprozess produktiv transparent machen. Dies geht ‹uns› allen so, doch dies offenzulegen, ist mutig. Die Hoffnung, jemand aus dem prominent besetzten Band würde ‹mal so richtig ein Fass aufmachen› und über ‹falsche› Forschungsgegenstände oder unakzeptable Blindheiten herziehen, wird leider enttäuscht, es handelt sich durchweg um solide, kulturanalytische und unpolemische Wissenschaft.

Jede*r im Fach hat vermutlich schon die Erfahrung gemacht, dass das eigene Thema als nicht ausreichend plausibel

1 Der selbstreflexive Habitus ist in den empirischen Kulturwissenschaften in der Tradition der Volkskunde fest verankert, immer wieder wird das Thema nicht nur in methodischen und einführenden Bänden, sondern auch in eigens dem Fach und seinem Zuschnitt gewidmeten Publikationen behandelt, zum Beispiel: «Volkskunde: Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme» (Berlin 1958, hg. von Gerhard Lutz), der «Abschied vom Volksleben» (Tübingen 1970, Red. Klaus Geiger et al.), die «Falkensteiner Protokolle» (Frankfurt am Main 1971, hg. von Wolfgang Brückner) oder «Namen und was sie bedeuten» (Göttingen 2004, hg. von Regina Bendix und Tatjana Eggeling, digitale Neuauflage 2020); jüngst Moritz Ege, «Ich habe nichts gegen Sozial- und KulturanthropologInnen ...», https://blog.uni-koeln.de/gssc-whatsinaname/2018/07/24/ich-habe-nichts-gegen-sozial-und-kulturanthropologinnen-einige-meiner-besten-freundinnen-sind-sozial-und-kulturanthropologinnen, 30. 8. 2020.

und damit forschungsunwürdig abgeblockt worden ist. Vermutete «Unergiebigkeit» und «Nutzlosigkeit» eines Themas, der Vorwurf «moralischer Verwerflichkeit» und «methodischer Unzulänglichkeit», aber auch «Langeweile und Desinteresse» bis hin zu «Ekel» (S. 13–26), so skizzieren die Herausgebenden in ihrer Einleitung, können dazu führen, dass Forschungsvorhaben nicht weiterverfolgt werden, dass Projektbetreuungen oder Drittmittelanträge scheitern. Die gute Nachricht ist: Nach schwierigen Phasen oder Überarbeitungen ging es in den geschilderten Beiträgen oft auch weiter.

Doch warum werden manche Themen eher gemieden, andere hingegen nicht? Diesen «Mechanismen der Themenpolitik und [...] den Gründen des thematischen Naserümpfens» (S. 12) geht der Band nach, wobei die Schwierigkeit darin liegt, wie die Herausgebenden einräumen, dass viele Themen ja erst gar nicht bearbeitet werden und somit abwesend sind, ihr Fehlen also gar nicht erst bemerkt wird. Es ist also klar, dass die Beiträge nur eine zufällige Auswahl von Themen und Zugängen widerspiegeln können, die im Fachdiskurs unterrepräsentiert sind. Doch lassen sich verschiedene Faktoren für Relevanz skizzieren, wie Heimerdinger und Näser-Lather im Resümee herausarbeiten: persönliche Präferenzen sind ein Ansatz, müssen jedoch um eine inhaltlich-programmatische Dringlichkeit erweitert werden, wobei diese «gesellschaftliche Relevanz» selten a priori gegeben ist, sondern erst durch theoretische Kontextualisierungen hergestellt wird. Drittens hängt die Wertung eines Themas auch damit zusammen, ob eine «Themenkompetenz» des Fachs vorhanden ist.

Was also be- und verhandelt wird, ist durch und durch ein Verständigungsprozess inner- und ausserhalb des Fachs im Zusammenspiel mit der Scientific Community, wie die Beiträge im ersten Teil («Schauplätze») untersuchen. Christine Bischoff (Hamburg) und Cornelia Renggli (Zürich) arbeiten heraus, wie Institute, Fachgesellschaften und Förderinstitutionen als institutionelle Akteure Publikationen, Kooperationen und Themen legitimieren, wobei sie insbesondere das Konzept der Denkstile von Ludwik Fleck heranziehen, um zu zeigen, wie Themen «ein verdichteter Knoten in einem agonistischen Machtfeld» (S. 31, zitiert nach Donna Haraway) werden. Den vielbeschworenen Nutzen von Wissen für die Gesellschaft (*third mission*) machen die Autorinnen als wichtiger werdendes Bewertungskriterium für die Relevanz eines Themas aus. Die ausserwissenschaftlichen Zusammenhänge nimmt auch Silke Göttsch-Elten (Kiel) in ihrem Beitrag in den Fokus, wobei sie insbesondere auf die «Anschlussfähigkeit» volkskundlicher Forschung abhebt, die einerseits von potenziellen Projektpartnern und Förderern eingefordert wird. Andererseits wird das Fach nicht nur durch marktwirtschaftliche Logiken eingeengt, die Dialogfähigkeit nach vielen Seiten ist gerade auch ein Erfolgsfaktor des Vielnamenfachs, weshalb man auch optimistisch bleiben könne.

Die Beiträge des zweiten Teils behandeln «Zugänge» des Fachs, wobei sie den Fokus auf verschiedene Forschungsumstände und Themen legen, die in der derzeitigen Forschung unterbelichtet sind. Jens Wietschorke (München/Wien) argumentiert, dass Grundlagenforschung und Praxisbezug («‹zweckfreie Erkenntnis› und ‹Anwendungsorientierung›», S. 77, Anführung im Original) nicht widersprüchlich, sondern ineinander verschränkt sind und dass die Relevanzfrage keinesfalls ein kontraproduktiver Imperativ ist, sondern die Konstruktion von Relevanz im kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess stetig reflexive und kreative Impulse als «Korrektiv und Horizont der Forschung» (S. 94) liefere. Herausforderungen in der Feldforschung diskutiert Mirko Uhlig (Mainz). Er fragt, wie unscheinbare Emotionen im Forschungsprozess (zum Thema

Schamanismus) – nämlich das eigene Lachen – als Forschungsdaten einzuordnen sind: Wie ist es zu bewerten, wenn der oder die Forscher*in affirmativ über verwerfliche Dinge mitlacht oder gar sich über die Informant*innen lustig macht? Solche Äusserungen können für die Kulturanalyse produktiv sein, indem sie reflektiert und offengelegt werden. Zwei weitere Beiträge, von Bernd Jürgen Warneken und Kaspar Maase, behandeln Themen, die im Fach eher marginalisiert werden, obwohl ihre Erforschung seit seiner Reformierung stets gefordert wird. Warneken kritisiert das weitgehende Desinteresse an nichtmigrantischen Unter- und Mittelschichten, denn besonders ein Fach in der Tradition der Volkskunde sollte sich vor dem «Volk» nicht scheuen, auch wenn es um ressentimentgeladene Äusserungen und Gruppen geht. Hier regt er eine langfristige Schwerpunktbildung an, die bestehende Forschungsthemen ergänzt. Neben dem politischen Erleben, so der folgende Beitrag von Maase, gibt es im Fach auch eine gewisse Blindheit für das ästhetische Erleben, insbesondere der Massenkünste durch die breite Bevölkerung. Doch gerade das Streben nach einem guten Leben breiter Bevölkerungskreise und die Nutzung ästhetischen Erlebens dafür macht eine Erforschung des «Schönen im Leben» (S. 148) relevant. Ebenfalls mit der Relevanzfrage von Forschung beschäftigt sich der Beitrag von Stefan Groth (Zürich), welcher der Frage nachgeht, wie Makrotrends in der Lebenswelt und in den (vornehmlich) soziologischen Theorien empirische Forschungsansätze einengen können. Der theoretisch fein gearbeitete Aufsatz plädiert dafür, relationale und akteurszentrierte Perspektiven stärker als Begründungzusammenhänge für empirische Forschungen zu vertreten.

In einem dritten Teil folgen mehrere Fallstudien zu gewissen Themen, die von den Autor*innen als «gefährlich» oder zumindest als «marginalisiert» wahrgenommen werden. Bürkert thematisiert in ihrer Studie zur Fastnacht, wie über emotionale Praktiken in der wissenschaftlichen Sozialisation eingeübt wird, von bestimmten Themen ‹die Finger zu lassen›. Überaus gelungen ist, wie sie die Figuren aus der Brauchforschung heranzieht, um Akteur*innen zu charakterisieren. Weitere Beiträge von Lydia Maria Arantes (Graz/London) und Jonathan Roth (Mainz) behandeln den Umgang mit – in Bezug auf den eigenen Forschungsgegenstand – schwierigen fachpolitischen und gesellschaftlichen Konstellationen. Den Abschluss der Fallstudien bildet Karl Brauns (Marburg) Aufsatz zur Zipfelmütze des deutschen Michels, die er mit Aby Warburgs ikonografischer Methode auf Bedeutungskonnotationen untersucht. Der Essay ist ein schönes Beispiel dafür, wie im Fach themenpolitisch gearbeitet wird (dem übergreifenden Thema aller Beiträge), denn er hätte sicher aufgrund seines Zugangs ins entsprechende Kapitel gepasst, war dafür aber vielleicht zu wenig programmatisch geschrieben und zu unterhaltsam bebildert.

Heimerdinger und Näser-Lather eröffnen und schliessen den Band mit einer Einführung und einem Kommentar, die den Autor*innen des Bandes als Diskussionsimpulse für ihre Vorträge vorgelegen haben. Dadurch nehmen alle Kapitel gut Bezug auf das Tagungsthema. Fast zwingend und gut gelungen ist, dass sich ähnliche Fragen im Forschungsprozess in verschiedenen Artikeln wiederfinden, etwa die Frage der Herstellung von Relevanz eines Themas, sodass der oder die Leser*in unterschiedliche Umgangsweisen kennenlernt – und damit auch die eigenen Probleme in der Forschung (nein, es sind nicht immer nur tolle «Herausforderungen») als normale Umstände erfährt, mit denen umgegangen werden muss – und gerade auch in unserem Fach kreativ umgegangen werden kann. Damit ist das Buch unbedingt all denjenigen zu empfehlen, die mit Qualifi-

kationsarbeiten, Drittmittelanträgen oder ähnlichen forschungsbiografischen Grossereignissen kämpfen. You are not alone.

JOHANNES MÜSKE

Koller, Christian und Raymond Naef (Hg.): Chronist der sozialen Schweiz. Fotografien von Ernst Koehli 1933–1953.
Baden: Hier und Jetzt, 2019, 272 S., Ill.

Vierzig Zeigefinger ragen in die Höhe. Man kann sich vorstellen, wie sie vor wenigen Sekunden mit einer einzigen simultanen Bewegung in Einigkeit nach oben schwangen, um nun in regelmässigen Abständen, gereiht diagonal hintereinander, den sonst dunklen Raum als einzelne Punkte zu erhellen. Zu den meist rechtshändigen Fingern gehören die ernsten und entschlossenen Mienen in den Gesichtern der versammelten Männer, die vor uns auf robusten Holzstühlen sitzen.

Es sind die gewerkschaftlich organisierten Gärtner Zürichs. Ernst Koehli (1913–1983) fotografierte sie anlässlich ihrer Streikversammlung im Frühjahr 1947. Im Sonntagsgewand gekleidet kamen sie im Volkshaus Zürich zusammen und forderten eine Lohnerhöhung auf 2.70 Franken die Stunde.

Ein Meer von Frisuren, Hüten, Plakaten und Fahnen: Regelmässig hielt Koehli Kundgebungen, Streiks und Versammlungen der Arbeiterschaft fest. Was ursprünglich Auftragsarbeiten für die Gewerkschaftspresse waren, sind heute visualisierte Fragmente einer Zeitgeschichte.

Es ist einem Zufall zu verdanken, dass das visuelle Erbe Koehlis für die Nachwelt zugänglich gemacht werden konnte. Der Zürcher Grafiker Raymond Naef entdeckte in den 1980er-Jahren das Werk des Auftragsfotografen während der Vorbereitungen zu einer Ausstellung über den Zürcher Stadtkreis Aussersihl und konnte es nach Koehlis Tod gerade noch rechtzeitig vor der Entsorgung retten. Erst 2005, Jahrzehnte später also, interessierte man sich erneut für Koehlis Schaffen. Mit der Übernahme des Archivs des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks (SAH) durch das Schweizerische Sozialarchiv drang der Name Koehli wieder an die Oberfläche. Der Nachlass, in mehreren Bananenschachteln in Naefs Keller schlummernd, wurde anlässlich dieser erneuten Entdeckung des Fotografen ins Sozialarchiv überführt und dort aufgearbeitet. Die intensive Beschäftigung mit den Aufnahmen führte schliesslich zur Entstehung des Buches. Die Herausgeber Christian Koller und Raymond Naef legen damit ein Werk vor, das durch textliche Einordnungen aus unterschiedlichen Perspektiven die Aufnahmen des Fotografen vorstellt und in einen Kontext rückt. Es gibt einen Einblick in die Arbeit eines technisch-ästhetisch talentierten Auftragsfotografen, doch ist es kein reiner Bildband. Es erzählt Geschichten über die Lebensrealitäten schweizerischer Arbeiterinnen und Arbeiter während und nach dem Zweiten Weltkrieg, doch ist es kein Geschichtsbuch. Es charakterisiert den Fotografen Ernst Koehli mittels der gezeigten Bildwelten und der einordnenden Essays als empathische und gerechtigkeitsliebende Person mit einem tiefgründigen Interesse am Menschen, dennoch ist es keine Biografie. Das Buch bewegt sich als Grenzgänger entlang verschiedener Sparten und präsentiert eine facettenreiche Aufarbeitung von Koehlis Werk. Ausgehend von ausgewählten Bildserien umkreisen die beiden Herausgeber und die beteiligten Historiker Bruno Meier, Stefan Länzlinger und Hannes Lindenmeyer, die Journalisten Christoph Schlatter und Koni Loepfe sowie die Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji die Lebensrealitäten schweizerischer Arbeiterinnen und Arbeiter in den Jahren 1933–1953.

Das Buch thematisiert vier Themenkomplexe, die sich in Koehlis Werk besonders deutlich abzeichnen: industrielle

Betriebe und Berufe, politische Mobilisierung und Streikaktionen, das (meist gewerkschaftlich organisierte) Freizeitleben, die Arbeiterkultur und der Ruhestand sowie die internationale Solidarität in den Nachkriegsjahren.

Koehli besuchte 1928/29 den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich, wo er anschliessend auch als einer der ersten Schüler von Hans Finsler (1891–1972) die Fachklasse für Fotografie absolvierte. Eine Ausbildung, wie sie auch die grossen Namen der Schweizer Fotografie genossen: Werner Bischof, René Burri oder Emil Schulthess. Finsler und der von ihm geprägte kühle Realismus der Neuen Sachlichkeit in der Fotografie färbten auch auf den jungen Koehli ab. Schülerarbeiten, wie sie beispielsweise in der Onlinesammlung des Museums für Gestaltung Zürich zu sehen sind, zeigen dies. Die objektive Bildsprache wird Koehli auch nach der Ausbildung beibehalten. Industriell gefertigte Objekte, strenge Lichtspiele und Kompositionen, wie sie in der finslerschen Tradition oft vorkommen, bilden nun allerdings nicht mehr den hauptsächlichen Gegenstand seiner Aufnahmen. Er richtet das Objektiv auf die Menschen um ihn herum: das Milieu der Arbeiterschaft. Das Schicksal dieser Bevölkerungsgruppe wurde zum Leitthema seiner Arbeit. Dabei geht es nicht bloss um Ansichten von Menschen. Es geht um Recht und Unrecht. Es geht um Politik und Alltag.

Das Buch präsentiert die genannten Schwerpunkte in Koehlis Arbeit jeweils in chronologischer Reihenfolge. Dabei fällt die anfängliche Distanziertheit des Fotografen zu seinen «Objekten» auf, die sich mit der Zeit allmählich abbaut. Hier kommt die finslersche Nüchternheit ins Spiel. Koehli setzte Versammlungen von protestierenden Metzgern und streikenden Gärtnern im Zürcher Volkshaus in gleicher Art und Weise in Szene wie dies sein Lehrer mit Keramik und Konfekt tat: gleich nach gleich, diagonal wiederholend, Männer hinter Männern, ein Meer aus erhobenen Händen oder verschränkten Armen, ernsten Blicken, dunklen Anzügen und strengen Frisuren. Überblick anstelle von Hervorhebung.

Die Masse als bildwirkendes Mittel passt zum Genre der sozialdokumentarischen Fotografie. Auch andere Fotografierende nutzten dieses visuelle Gestaltungsmittel, zum Beispiel Hans Staub oder Emil Acklin, dessen fotografisches Werk ebenfalls vor kurzem aufgearbeitet wurde und der selbst in der Zürcher Arbeiterschaft verwurzelt war.

In Koehlis bildfüllenden Ansichten der dokumentierten industriellen Betriebe sticht die Wiederholung von Formen und Linien als bildgestalterisches Mittel sowie die diagonale, überhöhte Schrägsicht ins Auge, die man ebenfalls von Finsler kennt: Die Auswahl der Aufnahmen mit Blick auf das Areal des Gaswerks Schlieren zeigt dies deutlich.

In späteren Bildberichten überwand Koehli die Distanz und setzte Menschen als immanenten Teil der Arbeitsumgebung in Szene, wenn er zum Beispiel die Be- und Entlader der Flugzeuge und die Mechaniker an den Flughäfen Dübendorf und Kloten und in den Werkstätten der Swissair dokumentierte oder die Handarbeit in den Aargauischen Zigarrenfabriken zeigte. Orte, die er jeweils im Auftrag des Verbands des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) oder des Verbands der Handels-, Transport- und Lebensmittelarbeiter (VHTL) besuchte und die zu Ausgangsorten für Branchenverhandlungen und Auseinandersetzungen im Vorfeld eidgenössischer Abstimmungen wurden, wie zum Beispiel die Tabakkontingentierungsvorlage 1952. In den einzelnen Kapiteln des Buches werden die Hintergründe dieser Fotoaufträge und der weitere Verlauf der Verhandlungen ausgeführt und erläutert.

Die Distanz zum fotografierten Objekt löst sich nicht nur beim Abbild von Arbeit

allmählich auf. Auch Koehlis Aufnahmen der «Hollandkinder» im letzten Viertel des Buches zeugen von einer empathischen Begegnung auf Augenhöhe mit diesen kleinen Personen, deren direkt in die Kamera gerichtete Blicke den Betrachtenden betroffen machen. Sie kamen 1945/46 aus ihrer kriegsversehrten Heimat für einen dreimonatigen Aufenthalt in die Schweiz. Nebst dem Roten Kreuz waren es auch Gewerkschaften, die in Zusammenarbeit mit dem SAH solche Aufenthalte organisierten und für die Koehli die Kamera bediente. Das Ankommen der Kinder an den Schweizer Bahnhöfen, die Porträts mit umgehängter Kontaktkarte sowie die medizinischen Untersuchungen und gründlichen Reinigungsvorgänge sind typische und breit gestreute Bilder dieser Zeit. Es handelt sich um eine reich dokumentierte (nahezu bildlich hochstilisierte) Aktion, die von nahezu jedem namhaften Reportagefotografen jener Zeit festgehalten wurde. Der dazugehörige Text von Christoph Schlatter strebt – wie auch der Rest des Buches – nicht primär eine fotohistorische Aufarbeitung oder visuelle Deutung von Koehlis Aufnahmen an. Er beschreibt hintergründig den Ablauf solcher Aktionen und kontextualisiert diese mit Bezug auf Akten aus dem Schweizerischen Sozialarchiv. So wird auch deutlich, dass die gewiss ernst gemeinte Solidarität nicht nur zugunsten jener ausgerichtet ist, die auf Hilfe angewiesen sind, sondern auch in Umsetzung und medialer Kundgebung ein Stück eigene «Gewissensreinigung» birgt.

Koehli bildet gewerkschaftliche Solidarität in einer grossen Bandbreite ab. Auch ausserhalb der Erwerbstätigkeit und im hohen Alter ist für die Interessen der Arbeiterschaft gesorgt. Gerade die schrittweise gesetzliche Verankerung von Freizeit und Ferien war seit Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder Gegenstand politischer Auseinandersetzungen und Forderung der Gewerkschaften. Dass sich diese auch der Ausgestaltung der neu gewonnenen Zeit annehmen, vermag nicht weiter zu erstaunen. Dies zeigt beispielsweise die Bildserie eines gewerkschaftlichen Familienausflugs auf dem Zürcher Obersee von 1934. In Koehlis Schaffenszeit fiel auch die Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) im Jahr 1948. Das Problem der Altersarmut wird im Text von Koni Loepfe nachgezeichnet, wenn er über Koehlis Bildreportage von 1946 aus dem Bürgerheim Herisau im Auftrag des VPOD schreibt. Das Kapitel ist ein Beispiel für die verwobene Aufarbeitung der Aufnahmen in dem Buch. Immer wieder nimmt der Autor Bezug auf die gewählten Bilder und reflektiert sie in der historischen Darstellung von Armut im Alter, Bürgerheimen und dem Weg zur AHV. An den meisten anderen Stellen des Buches ist hingegen zu beobachten, wie die gewählten Bildserien zwar ausschlaggebend für die – wie der Literaturteil im Anhang zeigt, dicht recherchierten – Textteile sind, jedoch im Einzelnen oft nicht den hauptsächlichen Gegenstand der Ausführungen bilden. Damit ist es den Schreibenden und den Herausgebern gelungen, schriftliche Kontexte zur visuellen Zeitgeschichte und umgekehrt zu liefern. Das Buch sei all jenen empfohlen, die die Lebensrealität einer breiten Bevölkerungsschicht während und nach dem Zeiten Weltkrieg an unzähligen Beispielen quasi multisensorisch in Text und Bild erfahren wollen und die neben den bereits viel besprochenen (und publizierten) «Grossen der Gilde» auch die Arbeits- und Alltagsrealität eines kleingewerblichen Fotografen entdecken wollen. Wahrlich, wie in der Einleitung des Buches von Stefan Länzlinger festgehalten: ein Aufwand, der sich gelohnt hat!

FABIENNE LÜTHI

Kramer, Dieter: Es gibt ein Genug. Lebensqualität, Enkelgerechtigkeit und die kulturellen Dimensionen zukunftsfähigen Lebens.

München: oekom, 2020, 296 S.

Der apodiktische Titel steht auf dem Deckblatt unter einem Kupferstich,[1] der uns spätmittelalterliche Gesellig- und Betriebsamkeit zeigt mit Essen und Trinken, Musik, Tanz und Tändeleien – einen Festtag also. An solchen wird bekanntlich eher über die Schnur gehauen, als dass man sich genügsam geben oder sich gar auf ein Genug einschwören lassen möchte. Ein Genug (ohne diesen vieldeutigen Begriff genauer zu definieren)[2] mahnt Dieter Kramer über fast 300 Seiten an, bereits zu Beginn mit dem Titel des ersten Kapitels, einer hoffnungsvollen These: «Menschen können ...» statt «Wir müssen ...» (S. 15–22).

Das Programm der neusten Publikation Kramers («ein unkonventionelles Buch», S. 15) zeugt davon, wie unentwegt sich dieser Denker, Experte, Lehrer und Autor in seiner langen Karriere für soziale Fragen und Lösungsansätze interessiert und sich für eine vernünftige, gerechte und ökologisch vertretbare Verteilung der Ressourcen in Gesellschaften/Gemeinschaften sowie über Generationen hinweg engagiert. Er hat nicht nur in dafür zuständigen Kommissionen mitgewirkt, er hat auch immer wieder fundiert, wortgewandt und gleichzeitig verständlich darüber geschrieben. In seinem neusten Werk (einem Vermächtnis zu seinem 80. Geburtstag?) geht er tief in die Menschheitsgeschichte zurück, nimmt historische und aktuelle Verteilungs- und Ressourcenfragen unter die Lupe. Prospektiv stellt er dann dazu auch Fragen über die Entwicklung lebenswerter Zukunft und Nachhaltigkeit – dies sogar mit Hinweisen zur Umsetzung im Hier und Jetzt. Kramer will nicht «einen neuen Menschen schaffen», vielmehr «Geschichten erzählen, wie Menschen ihr gemeinschaftliches Leben mit Lebensqualität und Zukunftsorientierung organisieren» (S. 15), und das gelingt ihm gut. Was er vorlegt, darf als sehr empfehlenswertes Handbuch bezeichnet werden für engagierte Mitbürgerinnen und Mitbürger, für Fachpersonen (in unseren Breitengraden), die sich in Öko-, Sozial-, Bildungs- und/oder Kulturpolitik betätigen und denen es ein Anliegen ist, Politiken zu entwerfen und diese in lösungsorientierte, zukunftsfähige Chancen, Handlungsstrukturen und Lebensläufe zu überführen.

Kramer breitet die lange ausser- und innereuropäische Geschichte der Menschheit von der Urgeschichte bis zur Gegenwart aus (zum Beispiel Kapitel 2: «Vom Goldenen zum ehernen Zeitalter», S. 27–41). Das ergibt eine reiche Fundgrube mit interessanten Resümees, Zitaten aus und Hinweisen auf die Klassiker der ethnologischen Literatur – über alle Zeiten, Räume und Kulturen hinweg. Kramer arbeitet heraus, wie unterschiedlich diese Literatur und ihre Quellen immer wieder gedeutet wurden und werden können. Es folgen sich Katastrophen, Exzesse und Euphorie oder Pessimismus. Und darauf folge doch auch immer wieder Hoffnung auf eine bessere Zukunft – das sei vermutlich die einzig erkennbare gemeinsame Haltung unserer Spezies. Die Einführung schliesst Kramer mit einer höchst nützlichen «kleine(n) Zeittafel» der Frühgeschichte (S. 41). Eines will Kramer klarstellen: unsere Gegenwart ist nicht der Gipfel der Entwicklung, sondern nur eine von vielen Phasen – mit offenem

1 Von Daniel Hopfer (Augsburg, um 1500), der ursprünglich Harnisch-Ätzer, also ein Mann fürs Grobe, war, der sein Kunsthandwerk, nachdem er sich zur Reformation bekehrt hatte, für deren Verbreitung mittels geistlich-ethischer Druckblätter einsetzte. Ob diese biografische Glaubens- und Tätigkeitsmetamorphose Kramer zur Wahl des Deckblatts geführt hat? www.deutsche-biographie.de/sfz33743.html.

2 Ist GENUG befriedigend (https://synonyme.woxikon.de/synonyme/suffizient.php)?

Ausgang! Es gelte, diese Phase heute so zu gestalten, dass daraus eine Zukunft mit anständigem Leben wird (S. 270–274).

Kramer referiert anhand vielerlei Mustern und Beispielen, wie der «gemeine Mann» sein Überleben zu sichern versuchte und wie erfolgreich er dabei war. Das ergibt einen grossartigen Überblick über die enorm vielfältigen Formen des Wirtschaftens anhand von Stichworten und auch ausführlichem Referieren und Kommentieren etwa zu (von Kapitel 2, S. 27, bis Kapitel 9, S. 191) Subsistenz, Gemeinwohl/Gemeinnutz, Armut und Wohlstand von Familien und Ständen bis zu Sozialreformen und Sozialpolitik.

Dabei greift er souverän immer wieder zurück auf die ihm – aus der reichhaltigen Fachliteratur des Alpenraums, aber auch aus eigener Anschauung und Erfahrungen daselbst – bekannten Besitzverhältnisse und Arbeitsformen, speziell auf Aspekte von Kooperation und Kompetition. Das zieht er weiter bis zu einer Analyse unseres heutigen Luxuskonsums (Kapitel 8, S. 171–191).

Im Schlusskapitel (Kapitel 11, S. 247–274) skizziert Kramer dann unter dem Titel «Szenarien und Möglichkeiten: Der Übergang in die Politik» nützliche Hinweise zur Umsetzung in die Praxis, dies für eine breite Palette von Fachpersonen und Laien, sei es im Sozialbereich, in Ökonomie, Ökologie oder auch in der Friedensarbeit. Dazu möchte ich explizit erwähnen, dass Kramer eingängig schreibt und ein Vokabular benutzt, dem ich wünsche, es möge Schule machen. Einiges davon würde ich als Stichworte, Merksätze oder vielleicht sogar als Slogans, wenn nicht sogar Imperative für die Zukunftsgestaltung bezeichnen. Als Beispiele etwa: Reformfenster, Pfadwechsel, Kippeffekt, Korridor der Möglichkeiten (S. 109, 212); Lebensplätze statt Arbeitsplätze (S. 212–216); Überleben ohne Wachstumszwang (S. 262); Konturen eines anständigen Lebens mit Zukunft (S. 270–274).

Es sind solche Passagen, die mich dazu bringen, dem Band die Bezeichnung Handbuch – und ich möchte anfügen «zur Zukunftsgestaltung» – zu geben. Wer daran mitwirken will, dem sei der neuste Kramer-Band[3] ans Herz gelegt.

MAJA FEHLMANN

Verein Kulturlandschaft Münster-Geschinen (Hg.): Münster-Geschinen. Gebäude und Geschichte: Zwei Siedlungen im Goms (Wallis/Schweiz) und ihre spätmittelalterlichen Bauten.

Münster-Geschinen: Kulturlandschaft Münster-Geschinen, 2019. 288 S., zahlreiche Ill.

Holz ist ein faszinierender Stoff – Bedeutungsträger, Rohstoff, Energiequelle, vor allem aber war und ist er stets auch Baumaterial. Der Band wurde vom Verein Kulturlandschaft Münster-Geschinen erarbeitet, wobei Werner Bellwald die Recherchen geleistet und die klugen wie konzisen Texte geschrieben hat. Neben einer Dorfgeschichte der Oberwalliser Gemeinde Münster-Geschinen und vielen weiterführenden Informationen präsentiert das Buch spektakulär alte im Holzblockbau gebaute Häuser. Diese gehen zurück ins Mittelalter, wobei die ältesten Bauten aus dem Jahr 1369 stammen. Zwar sind mittels naturwissenschaftlicher Holzanalyse fixierte Jahreszahlen aufsehenerregend, in einer kulturwissenschaftlichen Perspektive sind diese allein aber noch wenig aussagekräftig. Es gilt vielmehr, die Häuser zum «Sprechen» zu bringen, ihre Geschichte also über die Materialität, über Nutzungsspuren, über Archivfunde und über die Lebenserinnerungen der Bewohnerinnen zu rekonstruie-

3 Eine Anmerkung zur grafischen Gestaltung: sie wirkt optisch sehr ansprechend und locker, ist mit teils langen unterschiedlich gekennzeichneten Einschüben und Zitaten unterteilt. Die Idee dahinter ist aber nicht immer ganz mühelos nachzuvollziehen.

ren. Der Band führt diese Spurensuche präzis und zugleich nachvollziehbar vor, indem er über die Geschichte der Häuser eine eigentliche Dorfgeschichte von Münster-Geschinen eröffnet: So werden Wirtschaftsformen, Mobilität, Wohnweisen und vielfältige Nutzungen der Holzgebäude sichtbar. Und damit treten die alten Gebäude und ihre Jahreszahlen in den rund zehn Kapiteln etwas in den Hintergrund, während die Menschen, ihre Lebensumstände und ihre Praktiken stärker sichtbar werden.

Nach einführenden Kapiteln und einem methodischen Abriss über die Dendrochronologie im Kontext der Hausforschung bietet das vierte Kapitel eine knappe, literaturbasierte Einführung in die Typen der im Wallis dominierenden Getrenntbauweise, bei der für jeden Zweck ein eigenes Gebäude existiert – Stallscheune, Wohnhaus, Stadel, Speicher –, und in deren Besonderheiten. Danach folgt das Kernstück des Buches: die detaillierte Dokumentation der 39 untersuchten Holzbauten in Münster-Geschinen – wir haben hier «schweizweit das Dorf mit den meisten spätmittelalterlichen Bauten» vor uns (S. 245). Die Gebäude sind je mit einem Kurzsteckbrief, verschiedenen Gesamt- und Detailabbildungen, dendrochronologischen Daten, mündlich erhobenen Auskünften oder Literaturfunden und bilanzierendem Gesamteindruck versehen. In diesem Abschnitt erhalten wir einen lebensnahen Einblick (oft wortwörtlich) in die aktuelle Nutzung der Gebäude, auch die präzisen, multimethodischen und weit ausgreifenden Recherchen zu den «Haus-Biografien» beeindrucken. Nicht nur wurden zahlreiche Gespräche mit BewohnerInnen und NutzerInnen geführt, es wurde systematisch die Literatur und teilweise auch Archivquellen ausgewertet. Und die in Blockbauweise erstellten Gebäude «erzählen» selbst viel über Ausbauten, Änderungen, Wiederverwendung und Nutzungen. So lassen sich etwa die Phasen der durch die Hochkonjunktur ermöglichten Umbauten in den 1960er-Jahren, der damit verbundenen neuen Anforderungen an Küche und Badezimmer und eines generellen Rückgangs der Landwirtschaft gut an den Gebäuden dieses Walliser Bergtals verfolgen. Leider erschweren die dominierende Realteilung im Erbfall und die daraus resultierenden komplizierten und verstreuten Besitzverhältnisse oft notwendige Gebäudesanierungen und die Entwicklung zukunftsträchtiger Nutzungsformen. Gerne hätte der Rezensent hier noch mehr zu den allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen im Goms gelesen, zum Verschwinden des Ackerbaus beispielsweise und zu den neuen Funktionen der alten Häuser im Kontext des aufkommenden Ferien- und Wintertourismus, die hier zu das intakte Siedlungsbild meist respektierenden Umbauten führten. Entsprechend lesen sich auch die mikrohistorischen Ausführungen zum in der Bausubstanz feststellbaren und wohl um 1450 von klimatischen Veränderungen, dem Aufkommen genossenschaftlicher Ideen und dem ertragreichen Transitverkehr ausgelösten «Wirtschaftsboom» (S. 256) mit grossem Gewinn. Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang zwei fotografische Essays mit Bildern der Fotografen Walter Studer und Sylvan Guntern, die in zahlreichen Abbildungen aus den 1950er- und 60er-Jahren die Heu- und Roggenernte und die Arbeitskontexte in Münster dokumentieren, aber auch berührende Porträtaufnahmen erstellt haben.

Das Buch ist in einer lesbaren Sprache verfasst, ist auch ohne Vorkenntnisse bezüglich Hausbau und Holzkonstruktion verständlich und richtet sich bewusst an eine breite LeserInnenschaft. Eine solche ist dem reich bebilderten Buch jedenfalls zu wünschen. Das Buch mag für EigentümerInnen von Holzgebäuden zudem Ansporn sein, diese wichtigen Zeugen der Baukultur mit sorgfältigen Sanierungen

einer aktuellen Nutzung zuzuführen und sie so zu erhalten. Und für eine an Universitäten betriebene empirische Kulturwissenschaft kann die gelungene Studie zugleich Anregung sein, auch nach dem erfolgreichen Abschluss der langjährigen Forschungen zu den «Bauernhäusern der Schweiz» (weiterhin und zukünftig) jene ExpertInnen auszubilden, die für entsprechende lokale Forschungsprojekte nicht nur inhaltlich kompetent sind, sondern auch über die nötigen *skills* verfügen, sie organisatorisch zu bewältigen. Das gegenwärtig anlaufende Projekt des Basler Seminars für Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie und des Freilichtmuseums Ballenberg ist diesbezüglich vielversprechend. Einen Bedarf an kulturwissenschaftlich informierten Orts- und Gebäudemonografien scheint es jedenfalls zu geben – vielleicht erleben sie angesichts des gegenwärtigen Interesses fürs Lokale und Nahe ja sogar eine kleine Konjunktur.

KONRAD J. KUHN

La Roche, Emanuel: Im Dorf vor der Stadt. Die Baugenossenschaft Neubühl, 1929–2000.

Zürich: Chronos, 2019, 392 S., Ill.

Die Werkbundsiedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen, in circa 20 Minuten mit dem öffentlichen Verkehr vom Zürcher Hauptbahnhof aus zu erreichen, wurde 1932 fertiggestellt. Bereits 1929 ist die Baugenossenschaft Neubühl als Trägerin der Siedlung gegründet worden. Welche Probleme, Diskussionen und Verhandlungen zwischen diesen beiden Daten liegen, wie es überhaupt zur Idee für Neubühl kam und wie sich die Genossenschaft im Laufe von Jahrzehnten wandelte und gestaltete, das schildert der 2019 erschienene Band *Im Dorf vor der Stadt*. La Roche, lange Zeit Redaktor des *Tages-Anzeigers*, selbst Bewohner der Werkbundsiedlung und zeitweise Mitglied des Vorstandes, schreibt auf der Grundlage umfangreicher Recherchen und mit Detailschärfe über diese Themen. In den 18 Kapiteln des Buches werden von den Anfängen Neubühls bis hin zur Einweihung des Neubaus Erligatter im Jahr 2000 verschiedene Schwerpunkte behandelt, die einen breiten Blick auf die Geschichte der Siedlung ermöglichen und dabei weit mehr als nur architekturhistorische Fragen beantworten.

Gleich zu Beginn wird deutlich, dass es hier um die konkret involvierten Akteure, ihre Interpretationen und ihren Einsatz für das Bauprojekt geht. Neubühl ist insbesondere als Werkbundsiedlung bekannt, mit der bestimmte Annahmen über soziales Bauen und Wohnen verbunden werden. La Roche zeigt in den ersten Kapiteln die Dynamik zwischen diesen Ansprüchen des Neuen Bauens in der Schweiz und ganz pragmatischen Faktoren auf und ermöglicht so einen Blick auf die Aushandlungsprozesse, die hinter den ideologischen Setzungen liegen. So schildert der Autor, dass beim Erwerb des Baulandes für die Siedlung ein Strohmann, der Heizungsingenieur und Sanitärunternehmer Gottfried Suter (S. 20), die Verhandlungen mit den Landbesitzern übernahm, um diese wegen der linken Ausrichtung des Projekts nicht abzuschrecken. Ebenso versuchte die Genossenschaft, allzu revolutionär argumentierende Beiträge in städtebaulichen Fachzeitschriften zu vermeiden, da sie befürchtete, die ideologische Färbung könne Planungsprozesse beeinträchtigen (S. 31). Auch die Rolle des Werkbunds, der über das Prädikat der «Werkbundsiedlung» eng mit Neubühl verbunden scheint, wird in den ersten Kapiteln über die Gründung genau beleuchtet. Hier stehen jeweils die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Akteuren im Vordergrund, die das Vorhaben erst ermöglicht oder vorangetrieben haben. Dies gilt auch für die BewohnerInnen Neubühls: Erster Bewohner war Bruno

Streiff, ein am Bauhaus ausgebildeter Architekt (S. 42); einige der Neubühl-Architekten selbst – Rudolf Steiger, Max Ernst Haefeli, Carl Hubacher und Hans Neisse – folgten bald. Zudem gehörten in den Worten der Architektin Flora Steiger-Crawford – Ehefrau von Rudolf Steiger, deren Rolle bei den Entwürfen und Planungen zu Neubühl von La Roche deutlich herausgehoben wird – vor allem «idealistische arme Intellektuelle» (S. 46) zu den ersten MieterInnen. Trotz der sozialen Ansprüche des Projekts gehörten dazu keine Arbeiter, da die Siedlung für diese aufgrund der Entfernung von den Arbeitsplätzen in Oerlikon, aber auch wegen der offenen Bauweise und Planungen nicht attraktiv genug war (S. 44). Hinzu kamen zunehmend finanzielle Gründe, da in der Krise der Siedlung zu Beginn der 1930er-Jahre Neubühl deutlich teurer als andere Genossenschaften war. Neubühl haftet entsprechend häufig das Etikett der Siedlung für den Mittelstand an. Die Diskrepanz zwischen idealistischen Ansprüchen und der konkreten Umsetzung wird auch daran deutlich, dass für Neubühl eigene Möbel geplant waren, die ab 1931 von der «Wohnbedarf AG» produziert wurden. Haushaltslisten, die La Roche auswertet, zeigen jedoch eher den Misserfolg der «neuen Form», da sich dort statt leichter, reduzierter und beweglicher Möbel «Eiche, Fournier und der ‹Heimatstil›» fanden (S. 55). La Roche vermag diese Diskrepanzen über seine detaillierten Schilderungen von Akteuren, Rahmenbedingungen und Entwicklungen nachvollziehbar zu machen.

Die ersten Kapitel von *Im Dorf vor der Stadt* können als Beitrag zur Architektur-, Design- und Regionalgeschichte verstanden werden. Sie bilden zudem die Grundlage für die folgenden Kapitel, die neben Aussensichten auf Neubühl im zeitlichen Verlauf – beispielsweise als «Kommunistennest» – insbesondere den Alltag in seinen verschiedenen Dimensionen nachzeichnen. Hier werden, wenn es etwa um LadenbetreiberInnen, Naziverfolgte (Kapitel 8) oder Kriegsflüchtlinge als BewohnerInnen von Neubühl geht, konzis individuelle Biografien in ihrer Verbindung zu Neubühl nachgezeichnet, in denen die Akteure über ihre Rolle als MieterInnen hinaus zur Geltung kommen. Dies ermöglicht in der Zusammenschau unterschiedlicher Quellen und Stimmen Innensichten in das soziale und nachbarschaftliche Leben in Neubühl, die sonst nicht möglich gewesen wären. In den Kapiteln werden zudem etwa auch Einfluss und Einbindung von Kindern in die Siedlung (Kapitel 10), Konflikte um Waschküche und Radiolärm (Kapitel 11) oder Garten- und Haustierkommissionen (Kapitel 15) thematisiert. So wird das Alltagsleben des «Dorfes» Neubühl in den sorgsam recherchierten Schilderungen La Roches plastisch. Gleichsam versteht er es, städtebauliche und architektonische Perspektiven, beispielsweise über Fragen von Verkehr und Verkehrsanbindung (Kapitel 16) oder über Erweiterungs- und Neubaupläne (Kapitel 18), in die Erzählungen zu integrieren.

Das Buch weist eine faszinierende Tiefe auf, überrascht in jedem Kapitel mit neuen Perspektiven und Facetten, die als Teil der spezifischen Entwicklungen verstanden werden können. Auf der Grundlage diverser Archivbestände, insbesondere desjenigen des Archivs der Baugenossenschaft selbst, Gesprächen des Autors mit BewohnerInnen sowie seinen eigenen, sorgsam reflektierten und behutsam eingebrachten Erfahrungen als Bewohner und zeitweise Vorstandsmitglied, entsteht in *Im Dorf vor der Stadt* ein genaues Bild von Entwicklungen der Siedlung. Damit liegt eine detaillierte Aufarbeitung der Geschichte Neubühls vor und es wird schwierig sein, hier noch Lücken auszumachen. Allenfalls gibt es durch die gründliche Recherche La Roches, der zum Beispiel auch die Repräsentation Neubühls in der Literatur thematisiert, Impulse für eine

weitere Beschäftigung mit Einzelaspekten, die über die Werkbundsiedlung als solche hinausgehen. La Roche präsentiert zudem umfangreiches Fotomaterial zu Neubühl, das zum Teil aus den Privatarchiven der unterschiedlichen BewohnerInnen stammt und neben den architektonischen Zeichnungen auch visuelle Einblicke in das Alltagsleben der Siedlung bietet.

Im Dorf vor der Stadt ist ein im besten Sinne vorsichtig interpretierendes Werk, das auf der Grundlage detaillierter Quellenrecherche ein differenziertes Bild Neubühls und seiner Entwicklung zeichnet. In seiner Detaillierung ist der Band insofern voraussetzungsvoll, als die Querverbindungen zu anderen Feldern und Prozessen, die La Roche herausarbeitet, vielfältig und in ihrer Dichte nicht immer ohne Vorwissen zu verstehen sind. Dies macht das Buch jedoch nicht nur für Interessierte an Neubühl oder der Zürcher Regional- und Architekturgeschichte zur Pflichtlektüre, sondern bietet ebenso eine Fülle von Anknüpfungspunkten für andere Themen, die hier erkundet werden können.

STEFAN GROTH

Maase, Kaspar: Populärkulturforschung. Eine Einführung.

Bielefeld: Transkript, 2018, 268 S. (Edition Kulturwissenschaft, 190)

Populärkultur, Populärkulturen oder einfach nur POP zeigen auf Anhieb, dass es sich um einen Forschungsgegenstand handelt, der sich schlängelt, windet und letztlich entwindet. Zwar macht der Autor Unterschiede aus zwischen Singular und Plural, zwischen Gross- und Kleinschreibung (POP versus Pop oder pop), aber wichtiger als die Differenzierungen ist seine eindringliche Warnung vor scheinbar eindeutigen und klaren Etiketten. Denn diese suggerieren allgemeingültige und anerkannte Definitionen, als wäre einvernehmlich geklärt, was gemeint ist. Das widerspricht der Popkultur (stellvertretend für die anderen Begriffe, abgekürzt vom Autor zu PK) zutiefst, ist für sie doch gerade die Vielfalt sowie eine inhärente Widersprüchlichkeit kennzeichnend. Bei dieser Ausgangslage kann man sich zu Recht fragen: Wozu die Forschung bemühen und um Überblick ringen? Geht doch dabei ein wesentlicher Aspekt von PK verloren. Systematik hat aber auch Vorteile. Vor allem erlaubt sie, über das Phänomen zu sprechen und zu schreiben. Letztlich ist Forschung eine Geduldsprobe und Fleissarbeit, bei der das Zusammensetzen des Puzzles Strukturen und Mechanismen verrät.

Der wichtigste Grund für die Erforschung von PK aber ist ihre nicht wegzudenkende Präsenz in unserem Alltag. Es geht um Kultur, um Kunst und um Schönheit. Es stehen einander gegenüber Hochkultur und Populärkultur, akademische Kunst und Massenkunst, Schönheit und ästhetisches Alltagserleben. Diese Gegenüberstellungen sind keine Gegensätze, die sich ausschliessen, sondern gehen ineinander über, nähern sich an, wandeln sich. Eine Ästhetisierung des Alltags findet seit über hundert Jahren statt und geht in der westlichen PK seit 2000 neue Wege. Digitalisierung und Interaktionen des Publikums im Web 2.0 geben die Richtung vor.

Zwei Begriffe liegen dem Autor besonders am Herzen: Massenkunst und ästhetisches Alltagserleben. Er fasst die beiden Begriffe resümierend in Kapitel 5.6 zusammen. Massenkunst meint Kunst in Reichweite des breiten Publikums, sie wird verstanden und akzeptiert. Popmusik ist vielleicht die bekannteste Massenkunst, wenn auch bei weitem nicht die einzige. Heute ist POP Mainstream und sucht statt Rebellion die Harmonisierung mit der Hochkunst (der klassischen Musik); Melodie ist gegenüber Rhythmus und Sound in den Hintergrund getreten: Dieses Erbe

der Rockmusik bestimmt auch die moderne klassische Musik, die Annäherung schreitet voran.

Ästhetisches Alltagserleben meint die Durchdringung des Alltags mit Glücksmomenten, die durch Kunst vermittelt werden. Daneben gibt es aber auch Elemente aus der Natur oder aus einer Erinnerung, die solche speziellen Augenblicke erleben lassen. Der Vorteil, den wir aus der Vermittlung durch Kunst gewinnen, ist das Erleben von Versenkung und Konzentration. Kunst hebt uns aus dem Alltag ab, wir erleben eine besondere, eine einmalige Situation. Die Ästhetisierung des Alltags, wie sie seit hundert Jahren vorangeht, erhöht die Möglichkeit der Erlangung solcher Highlights. Dabei bleibt das Publikum nicht passiv, sondern nimmt aktiv teil. Zum Beispiel sucht es bei der Lektüre eines Romans die besten Stellen heraus, um sie nochmals zu lesen. Oder es blättert bei einem Krimi an den Schluss des Buches, um die Lösung zu erfahren: So verpönt dieses undisziplinierte Verhalten in der Literaturwissenschaft auch ist, so erlaubt es doch, den Blick weg von der Handlung (Wer war es?) auf die Frage der Methode und der Sprache (Wie geschah es?) zu lenken.

Der notwendige Einbezug der Gefühle macht die Definition von Populärkultur beziehungsweise Populärkunst so schwierig. Denn sie lassen sich nicht wissenschaftlich erforschen und festlegen. Drehen wir das Problem um und erklären, dass die emotionale Beteiligung, die häufige Identifikation mit den durch Kunst vermittelten Inhalten (zum Beispiel beim Film) und das Bedürfnis, den eigenen Alltag zu verschönern beziehungsweise ihm durch Tagträumerei zu entfliehen, zwingend zur PopArt gehört, wie wir sie in der westlichen Welt kennen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Misik, Robert: Die falschen Freunde der einfachen Leute.

Berlin: Edition Suhrkamp, 2019, 138 S.

Von den Sitzungen meiner Sozialpolitikkurse an der Hochschule Esslingen widme ich stets einige den inhaltlichen Wünschen der Studierenden. So unterschiedlich dabei die Themenwahl ausfällt, so sicher ist, dass die vertiefte Diskussion von Zuwanderung und Fremdenfeindlichkeit auf die Agenda gelangt. Diese Diskussion verläuft sodann nach einem für mich inzwischen absehbaren Muster: Kritisiert wird die durch Staatsangehörigkeit bedingte Ungleichheit der im Lande lebenden Menschen beim Zugang zu Wohlfahrtsleistungen. Gefordert werden Diskriminierungsfreiheit in Arbeitsmarkt und Bildungssektor und eine umfassende antirassistische Bildungsarbeit, welche ‹die Menschen› in die Migrationsgesellschaft «mitnehmen» soll. Unter ‹den Menschen› wird dabei ein selten näher umrissenes Konglomerat aus nichtmigrantischen Unter- und Mittelschichten verstanden – eine Bevölkerungsgruppe, über die wenig gewusst, von der aber angenommen wird, dass sie einkommensschwach, ungebildet und rassistisch ist und dass sie sich an ihr Selbstverständnis als ‹Einheimische› klammert. Frage ich nach Merkmalen dieses Gesellschaftssegments, so entstehen Milieuskizzen, die von negativen Stereotypen strotzen und erkennen lassen, dass die Träger*innen von Fremdenfeindlichkeit und Rassismen die abscheuerregenden ‹Anderen› in den Weltbildern der Studierenden sind. Dies ist verständlich, denn Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sind keine Eigenschaften, die Individuen oder Gruppen sympathisch machen. Doch sollte sich die soziografische Kenntnis spätmoderner gesellschaftlicher Wirklichkeiten stets auf Sympathieträger*innen beziehen? Und wäre es nicht im Hinblick auf die eingeforderte Bildungsarbeit von Wert, deren Zielgruppen zu ken-

nen? Sollte man diese Bevölkerungsgruppen wirklich, um mit Warneken zu sprechen, «[r]echts liegen lassen»?[1] Das Sommersemester 2020, dank Covid-19 ohnehin reich an Überraschungen, sollte anders verlaufen, schlug eine Studentin doch vor, den Erfolg rechtspopulistischer Parteien zu thematisieren und zu fragen, warum diese in welchen Milieus reüssierten. Zu diesem Thema sei gerade im Rundfunk ein «neues Buch von einem Österreicher» besprochen worden ...

Dieser Österreicher heisst Robert Misik und ist Lesenden nicht unbekannt, begann er seinen journalistischen Werdegang doch in der 1991 abgewickelten Wiener *Arbeiter-Zeitung*, ehe er sich als Beiträger der *Tageszeitung*, des *Standards* und der *Zeit* und als Sachbuchautor positionierte. Und um so viel vorwegzunehmen: Mit knapp 140 Seiten ist Misiks Buch in der Lehre ‹zumutbar›, und weil es wenig Vorkenntnisse voraussetzt, ist es vor allem zur Einführung in ein vertieftes Studium einer weitgehend unbekannten Bevölkerungsgruppe geeignet, die in den letzten Jahren Staub aufgewirbelt hat. Als historisch-sozialwissenschaftlich informiertes politisches Sachbuch ist das Werk eingängig geschrieben und nimmt auch Lesende mit, die sich auf diesem Feld erst zu orientieren beginnen. Und bevor man die Schrift mit dem falschen Massstab misst, einleitende epistemologische Überlegungen und eine grössere Belegdichte einfordert, sollte man stets im Hinterkopf behalten: Es ist ein politisches Sachbuch!

Ausgehend von der einleitenden Feststellung, dass ‹einfache Leute› seit einiger Zeit als Projektionsfläche für Wunschvorstellungen und Befürchtungen omnipräsent seien, gleichwohl selten differenziert betrachtet würden, macht Misik deutlich, worin die Zielsetzungen seines Buches bestehen: Er möchte mit «Irrtümern aufräumen», welche die «weiße Arbeiterklasse» betreffen, vor allem mit der Annahme, dass sich diese Klasse «zu einem homogenen Wutmilieu [entwickelt hat], das ein fester Wählerpool für rechtsextreme Parteien geworden» sei, und er will einen Beitrag zur Diskussion über die «Identitätspolitik» der Linken leisten (S. 15). Im Weiteren werden zunächst vor allem ökonomische und politische Hintergründe des Aufstiegs des Rechtspopulismus beleuchtet, wobei dem Autor soziale Ungleichheit und Globalisierung als Erklärungsmuster für Politikverdrossenheit und die «amorphe Wut» bestimmter Milieus ebenso «unterkomplex» erscheinen wie ein Verständnis des Phänomens, das allein die «Wut der Nicht-Repräsentierten» fokussiert (S. 23). Im zweiten Kapitel führt Misik seine Eingangsüberlegungen zur Heterogenität der beschriebenen Gruppe aus: Deutlich wird, dass vor dem Hintergrund der Veränderungen der Arbeitskulturen der Begriff ‹Arbeiterklasse› nur noch im Plural denkbar sei, weil zu ihr die im produzierenden Gewerbe Beschäftigten und das Dienstleistungsprekariat ebenso gezählt werden müssten wie Teile der technischen Intelligenz und des Kreativmilieus, die im Gefühl der Unterrepräsentation in politischen Kontexten nicht weniger geeint seien wie in auf Arbeit und Leistung bezogenen konservativen Werten. Letztere äusserten sich nicht zuletzt in einem in diesen Klassen verbreiteten wenig solidarischen Blick auf ‹die Armen› und in der Abgrenzung von Gruppen, die ihren Lebensunterhalt nicht aus eigener Kraft bestreiten (S. 36). Gerade dieser Hinweis bereitet den Boden für das folgende Kapitel, in dem Misik in Anlehnung an Thompson[2]

1 Warneken, Bernd Jürgen: Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather (Hg.): Wie kann man dazu nur forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Wien 2019, S. 117–130.

2 Thompson, Edward P.: Plebeische Kultur und

das Milieu der Arbeitenden als «rebellische traditionelle Kultur» beschreibt und deutlich macht, dass das egalitäre Freiheitsideal der Arbeiterbewegung stets mit hohen Ansprüchen an ein Arbeitsethos gepaart gewesen sei, das auch der Abgrenzung gegen ‹unten› und zugewanderte Wettbewerber*innen diente (S. 49–56). Schliesslich referiert Misik die Geschichte des Aufstiegs der Arbeiter*innen von der verachteten zur respektierten Klasse (S. 57–75), um sodann deren Wiederabstieg vor dem Hintergrund des seit den 1980er-Jahren grassierenden Neoliberalismus zu verhandeln. Klar wird hier, dass die Arbeitenden, nachdem sie Respekt und sozialstaatliche Absicherung erreicht hatten, wieder wurden, was sie einmal gewesen waren: die Armen! Entsolidarisierung und Verunsicherung hätten seither das Klima geprägt und Sehnsucht nach Stabilität und Gemeinschaft aufkeimen lassen (S. 84). Im sechsten Kapitel gelangt der Autor zum Kernanliegen, wirft die Frage auf, ob die arbeitenden Klassen rassistisch seien, und beantwortet diese mit einem differenzierten ‹Jein›, weil eben nur Teile derselben Nationalismus und Rassismus aufwiesen. Wichtiger als die Befassung mit dieser Frage sei ohnehin die nach der Überforderung mit gesellschaftlichen Veränderungen, die Gefühle des Bedrängtseins auslösten. Würden die aus diesen Gefühlen resultierenden Abschottungstendenzen sodann mit dem Vorwurf des Nationalismus oder Rassismus quittiert, so fühlten sich die Angesprochenen nicht ernst genommen. In diesem Zusammenhang verweist Misik auf Dörre und seine Untersuchungen zu Sympathisant*innen rechter Parteien,[3] anhand deren deutlich werde, dass hart arbeitenden Migrant*innen häufig sehr wohl Respekt gezollt werde, wohingegen die Vorstellung von Leistungsverweigerung und Anspruchsdenken Kritik evoziere. Werde dann dem Vorurteil, wonach Migrant*innen nur «die Hand aufhalten» (S. 96), mit Belehrungen begegnet, sei dies eine reflexhafte Reaktion, und ein Diskurs, in dem eine Seite der anderen per se Rückständigkeit unterstelle, provoziere lediglich den Zorn Letzterer.
Auch das siebte Kapitel verhandelt ein Kernanliegen: Zwar erteilt Misik der These, wonach die übertriebene Identitätspolitik der amerikanischen Linken die ‹einfachen Leute› der Rechten in die Arme getrieben hätten, eine Absage und sieht die Ursache hierfür eher in der US-Wirtschaftspolitik, die auf Minderheiten fokussierte Identitätspolitik beurteilt der Autor gleichwohl kritisch. Die akademische Linke habe die ‹einfachen Leute› allzu häufig vergessen, teils aus klassenspezifischer sozialer Ignoranz, teils bedingt durch Sprachverlust im Verhältnis zur nichtakademischen Bevölkerung. Der «akademischen Mittelstandsjugend» fehle das Gespür für Erfahrungen sozialer Degradierung und das Interesse an «verborgenen Verletzungen durch Klasse» (S. 109). Eine «Rhetorik der Empathie», gekennzeichnet von der Fähigkeit, sich in andere hineinzudenken, sich selbst und die eigene Betroffenheit zurückzunehmen, der Bereitschaft, rhetorisch abzurüsten und Toleranz für andere Hintergründe, instinktive Haltungen und Lebensstile zu entwickeln, sei vor diesem Hintergrund geeignet, die Sprachbarriere zwischen intellektuellen Linken und ‹einfachen Leuten› zu überwinden (S. 111–117). Noch einen Schritt weiter geht Misik in seinem kurzen Nachwort, in welchem er das von Bruno Kreisky aufgegriffene Diktum Victor Adlers bemüht: «Man muss die Leute gernhaben.» Wie schon zuvor stellt der Autor nochmals klar, dass dies nicht gleichbedeutend sei mit der Akzeptanz aller Meinungen der (kleinen) Leute, wohl aber mit einer Bereitschaft, den Menschen gegenüber nicht prädispositiv negativ

moralische Ökonomie. Aufsatz zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1980.

3 Dörre, Klaus: «Land zurück!» Arbeiter, Abwertung, AfD. In: WSI-Mitteilungen 3/2009, S. 168–176.

gegenüberzutreten und ein Verständnis für Mechanismen zu entwickeln, die sie zu mit der populistischen Rechten Sympathisierenden machen (S. 122).

«Rhetorik der Empathie»? «Die Leute gernhaben»? Im Blick auf Anhänger*innen der populistischen Rechten war dies manchen meiner Esslinger Studierenden schon zu viel ‹sympathy for the devil›. Mich hingegen erinnerte dies an das Konzept der ‹akzeptierenden Jugendarbeit›, welches Krafeld entwickelte,[4] als stramm rechte Jugendliche erstmals Aufsehen in Deutschland erregten. Auch hier ging es um eine ‹positive› Hinwendung ‹zum Menschen›, um Respekt vor dem Recht auf eigene Meinung, das ‹Verstehen› der Probleme, die Jugendliche haben, und die Hoffnung, die Probleme, die sie machen, à la longue lösen zu können. Tatsächlich will Misik über die Probleme, welche die beschriebene Gruppe hat, sprechen und tut dies auf einleuchtende Weise. Zugleich tut er dies freilich im Hinblick darauf, dass er den «[f]alschen Freunden der einfachen Leute» ‹richtige› Freunde gegenüberstellt, die er – dies ist vor dem Hintergrund des bisher Berichteten unschwer zu erraten – links der Mitte verortet sieht, was hier nicht kritisiert werden soll, weil dies dem Autor eines politischen Sachbuchs zusteht. Weil der Autor aber, ungeachtet seines internationalen Horizonts, der das Buch über die österreichischen Grenzen hinaus als relevant erscheinen lässt, aus einer österreichischen Perspektive schreibt, kann ich mir die Bemerkung nicht verkneifen, dass es ein Teil der Prominenz der Arbeiterpartei SPÖ gewesen ist, der mit einer Serie von (Bereicherungs-)Skandalen ein Gutteil der Sympathien ‹einfacher Leute› in den 1980er-Jahren verspielt und der Haider-FPÖ Gelegenheit gegeben hat, sich als ‹neue Arbeiterpartei› zu profilieren. Und noch ein Kritikpunkt will ausgesprochen sein: So knackig sich der Titel des Buchs liest, so wenig passend scheint er mir am Ende der Lektüre – nicht nur weil ich die Vorstellung von falschen, richtigen, ja, überhaupt von Freund*innen in politischen Kontexten für deplatziert halte: Beschrieben und verstanden werden nämlich vor allem Lebens- und Gefühlslagen der ‹kleinen Leute› selbst, nicht etwa deren falsche Freund*innen und ihre Strategeme. Nichtsdestotrotz: Misik hat ein Sachbuch geschrieben, das sich zum Einstieg in eine aktuelle und doch unterbelichtete Thematik, gerade auch in der Lehre, eignet und mit seinem Empathieappell auch Gedanken darüber anregen kann, wie sich ein (feld)forschender Zugang zu einer nicht unbedingt auf Anhieb sympathischen Gruppe realisieren lässt.

PETER F. N. HÖRZ

4 Krafeld, Franz Josef: Die Praxis akzeptierender Jugendarbeit: Konzepte Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendlichen. Opladen 1996.

Näser-Lather, Marion und Marguerite Rumpf (Hg.): Vampire. Zwischen Blutdurst und Triebverzicht.

Marburg: Büchner, 2020, 172 S., Ill.

Das Buch besteht neben der Einleitung aus fünf Beiträgen, die im Rahmen einer Lehrveranstaltung im akademischen Jahr 2017/18 an der Philipps-Universität Marburg entstanden sind.

In der Einleitung streichen Marion Näser-Lather und Marguerite Rumpf hervor, dass der «Glaube an lebende Leichname» (S. 7) eine universelle Konstante ist, die sich in verschiedenen Kulturen und unterschiedlichen Zeiten nachweisen lässt. Entscheidend für das bis heute vorherrschende Bild des Vampirs sind Elemente alltagsreligiöser Praxen aus Südosteuropa, die sich vom 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts verfestigt haben. Neben ihrer Gewohnheit, sich vom Blut Lebender zu nähren, wurden den Vampiren aussergewöhnliche Fähigkeiten nachgesagt, darunter Gestaltwandel

und Unsichtbarkeit. Es ist auch eine zunehmende Verquickung von Hexen- und Vampirglauben festzustellen. 1704 erscheint Karl Ferdinand von Schetz' *Magia posthuma*, die von einer hexenartigen Gestalt namens Mora zu berichten weiss, die den Leuten in der Nacht das Blut aussauge. Die Aufklärung war auch ein Kampf gegen den Vampirglauben, der koloniale Elemente enthält in der Vorstellung des Einbruchs vermeintlich primitiver Kräfte (vgl. S. 15).

Die Verbindung des Vampirs mit der Vorstellung des blutsaugenden Staats findet sich bereits im frühen 18. Jahrhundert und erfährt eine Vertiefung im 19., siehe auch Marx' *Kapital*, wo der Staat als «vampirmässig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit» (Marx, zitiert S. 16 f.) definiert wird.

Die Vampirgestalt wechselt mehrfach die diskursive Ebene, einst Schreckgestalt aus ländlichen Gegenden, wird sie zum faszinierenden und bedrohlichen Anderen, das mit seiner Herkunft aus dem europäischen Osten exotisiert wird. Hauptgrund für die Langlebigkeit der Gestalt ist ihre Wandelbarkeit. Dieser gehen die folgenden Beiträge nach, die sich auf Beispiele der letzten paar Jahrzehnte beziehen.

Franziska Peikert befasst sich in «Mensch – Monster – Metamorphosen» mit dem Gestaltwandel von Serienvampir*innen, wobei ihr Fokus auf der Verkörperung des Monströsen am Beispiel der drei Serien *Buffy – the Vampire Slayer*, *Being Human* und *Shadowlands* liegt. Die Metamorphose dient ihr dazu, Rückschlüsse auf die Charakterdarstellung zu ziehen. Wichtig ist, dass Monster «relationalen Charakters» (S. 30) sind, das Monströse wird auf der Negativfolie des Normalen gedeutet. Für die Handlung der *Buffy*-Serie unwichtige Vampire sind an ihrer Physiognomie zu erkennen, nicht so aber die Vampirhauptcharaktere: Bei Angel, Buffys *love interest*, ist die Verwandlung an einen Kontrollverlust geknüpft, anders bei Spike, dem Antagonisten der Serien, der sich grundsätzlich nicht kontrollieren will. Bei *Being Human* geht es um eine Wohngemeinschaft aus Vampir, Werwolf und Geist in Bristol, die versuchen, ein normales, «menschliches» Leben zu führen. Bei der Verwandlung verdunkeln sich die Augen der Vampire, was für die Undurchsichtigkeit des Vampirs stehen kann. Auch in *Shadowhunters* spielt der Moment der Sichtbarmachung des Monströsen eine wichtige Rolle. Diese sind im Vergleich zu ihren Vorfahren relativ asexuell gestaltet, sexuell aufgeladene Szenen enden nicht mit ihrer Verwandlung, wie es vorher noch der Fall war. Die in den Serien gezeigten Wesen sind hybriden Charakters. Jedoch lässt sich im zeitlichen Vergleich die mehrfach für Vampire und Werwölfe seit dem neuen Jahrtausend konstatierte «Domestizierung» und Zähmung festhalten.

Bei Sandra Schwarzmanns «From Hero to Shero» geht es um Vampirjägerinnen als feministische Ikonen. *Shero* ist ein Begriff, der im Englischen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert verbreitet ist, um weibliche Heldenfiguren zu bezeichnen, deren Taten und Mut Bewunderung hervorrufen. Vampirjägerinnen gerieten mit *Buffy* erstmals in den Fokus des Interesses. Getarnt als Teenager-Actiondrama werden dabei feministische Themen verhandelt. Im Zusammenhang mit den Vampirjägerinnen und ihren feministischen Botschaften (aber nicht nur) zeigt sich, dass der Vampir einer Neubewertung unterzogen wird, denn er bietet «Sicherheit und nimmt zunehmend die Rolle des Beschützers ein» (S. 74). Waren Vampire meist in der Rolle des aristokratischen Verführers gefangen, boten Vampirinnen immer schon das Potenzial, «gegen bestehende Frauenbilder zu rebellieren sowie männlich geprägte Werte und Normen zu unterwandern» (S. 80). Neben *Buffy* hat Schwarzmann auch die Serien *Blood Ties* und *Van Helsing* betrachtet. Gemeinsam ist den Vampirjägerinnen, dass sie selbstständig sind und letztlich keine

männliche Unterstützung benötigen. Wie Schwarzmann zum Schluss bemerkt, sind die Vampirjägerinnen in allen drei Serien weisse Heldinnen, was ihrer Meinung nach den Vorwurf an die zweite Frauenbewegung, ein Projekt von weissen Frauen aus dem Mittelstand zu sein, verstärkt.

Alexander Gerdes eröffnet mit «Der/die VampirIn in ‹Vampire the Masquerade› – die Bändigung des Biestes» ein neues Feld, da hier ein Rollenspiel im Zentrum steht. Die Welt von *Masquerade* weist christliche Konnotationen auf, da die Existenz der Vampire auf den Mord von Kain an Abel zurückgeführt wird. Das Christliche manifestiert sich auch darin, dass die Vampire verflucht sind, einzig der Weg Golcanda, der auf Triebverzicht beruht, verspricht Erlösung. Hier wird Askese als Lebensmodell propagiert, was zu einer Zeit, die sich der Selbstoptimierung durch Selbstregulation verschrieben hat, passt.

Bei Nils Bernd Michael Webers Beitrag «Blutverzehr in dunklen Gassen» stehen Computergames im Vordergrund. Sind für den Filmvampir seit längerem repetitiv auftretende Zeichen wie Sarg, Hammer und Pflock sowie Umhang charakteristisch, finden sich die gleichen Elemente zur Charakterisierung des Vampirs auch in verschiedenen PC-Games von den 1970er-Jahren bis in die frühen Nullerjahre.

Zum Abschluss führt Alina Januscheck zum «Realen Vampyrismus – wie leben Vampyre?». Sie meint, dass diese Subkultur wissenschaftlich noch kaum erforscht sei, rezipiert dann aber nicht einmal die Untersuchungen des Religionswissenschaftlers Joseph P. Laycock, der sich seit mehr als zehn Jahren damit befasst. Januscheck hat Interviews mit zwei sich als Vampirinnen verstehenden jungen Frauen in Deutschland geführt, wobei sie von den Schwierigkeiten berichtet, die sie hatte, diese zu finden. Eine der Interviewten berichtet, dass Blut für sie erotisch sei, sie sich als Vampir fühle, aber genau wisse, dass sie lebendig sei, während die andere Interviewpartnerin sich als unfreiwillige Energievampirin sieht und diese Fähigkeit als moralisch verwerflich deutet.

Unbestreitbar ist ein Grund für die Langlebigkeit der Vampirfigur ihre Wandelbarkeit, jedoch weist das Buch für mich einen Sprung von der Einleitung, die die historischen Wurzeln des Vampirs freilegt, zu den fünf Beiträgen auf, die sich alle mit rezenten Phänomenen befassen. Dadurch werden gewisse Wandlungen des Vampirbildes nicht berücksichtigt, die die neuen Ausformungen des Vampirbildes mitprägten.

Generell ist bei den Beiträgen eine gewisse Diskrepanz zwischen dem, was an Theorie und methodischem Vorgehen präsentiert wird, und dem, was an konkreter Analysearbeit folgt, festzustellen. Es wird in der Mehrzahl mit grossem, theoretischem Geschütz aufgefahren, während die Analysen meist eher knapp ausfallen. Teilweise werden die Befunde für meinen Geschmack auch wenig kontextualisiert. Der Fokus auf eine Folge aus einer mehrjährigen Serie oder auf Titelbilder von PC-Games etc. genügen kaum, denn durch ein solches Vorgehen wird der Weiterentwicklung, letztlich dem Potenzial und der mehrfach konstatierten Wandelbarkeit der Gestalt des Vampirs meiner Meinung nach zu wenig Beachtung geschenkt.

Mir ist bewusst, dass ich streng urteile. Wichtig zu wissen ist, dass es sich bei den fünf Beiträgen um studentische Arbeiten und damit um erste Publikationen handelt, die mit Nachsicht betrachtet werden sollen. Unbestritten ist, dass die Beiträge Aspekte des Vampirs behandeln, die in den letzten Jahren an Aktualität gewonnen haben.

MERET FEHLMANN

Vecchio, Concetto: Jagt sie weg! Die Schwarzenbach-Initiative und die italienischen Migranten.
Zürich: Orell Füssli, 2020, 219 S.

Er hiess Salvatore, wohnte in einem kleinen Haus mit einer Holzveranda ganz in der Nähe und war bei weitem nicht das einzige Kind italienischer Eltern in dieser Stadtberner Primarschule. Er war nett, etwas korpulent und wurde von seinen Klassenkameraden mitunter «Spaghettifresser» genannt. Dies ist die früheste Erinnerung des Rezensenten an die italienischen «Gastarbeiter» in der Schweiz Ende der 1970er-Jahre. Heute, gut vier Jahrzehnte später, gelten die ehemaligen italienischen Immigranten als vorbildlich integriert – viele sind unterdessen Schweizer Staatsbürger geworden –, die italienischen «Secondos» sind beliebt, und das einstige Schimpfwort «Tschingg» dient gar als Name einer Restaurantkette in Zürich (www.tschingg.eu).

Die Geschichte der italienischen Einwanderung in die Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei denn auch insgesamt «eine Geschichte, die gut endet», so der Autor des hier anzuzeigenden Buches gegenüber dem Deutschschweizer Radio SRF (11. 5. 2020, www.srf.ch/sendungen/kontext/jagt-sie-weg-schwarzenbachs-initiative-gegen-ueberfremdung). Dass sie eher ungut anfing und auch anders hätte enden können, daran erinnert Concetto Vecchio in seinem Buch über die von James Schwarzenbach 1968 lancierte zweite «Überfremdungsinitiative» und die davon betroffenen italienischen Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Vecchio kam 1970 in Aarau zur Welt und wuchs im Kanton Aargau auf, wo sich seine aus Sizilien stammenden Eltern 1963 als Fabrikarbeiter kennengelernt hatten. 1985 kehrte die nunmehr dreiköpfige Familie nach Sizilien zurück; seither lebt der Autor, von Beruf Journalist, in Italien.

Vecchios Buch, «eine berührende Familiengeschichte und zugleich eine eindrückliche Spurensuche zu den Ursprüngen des heutigen Rechtspopulismus» (Buchumschlag), setzt sich aus zwanzig Kapiteln ohne Titel, einem Pro- und einem Epilog sowie zwei Doppelseiten mit Fotos aus dem Familienarchiv zusammen und verwebt verschiedene Erzählstränge, Erinnerungsfragmente, (auto)biografische Skizzen, dokumentarische Passagen und anekdotische Tableaus mittels suggestiver Montagetechnik zu einer romanartigen Geschichte, die in der Schilderung des Abstimmungstags vom 7. Juni 1970 ihre dramatische Zuspitzung findet: «‹Hat er [Schwarzenbach] verloren?›, fragt meine Mutter, wobei sie sich an den Bauch fasst. Ja, Schwarzenbach hat verloren, und ich wurde in der Schweiz geboren.» (S. 207) Das eidgenössische «Volksbegehren gegen die Überfremdung», das eine Begrenzung des Ausländeranteils (exklusive Saisonniers) auf zehn Prozent der Wohnbevölkerung (ausser im Kanton Genf) forderte und dazu geführt hätte, dass schätzungsweise 300 000 Menschen, wohl mehrheitlich Italienerinnen und Italiener, die Schweiz innert vier Jahren hätten verlassen müssen, wurde mit 54 % Neinstimmen relativ knapp abgelehnt (bei einer Stimmbeteiligung von 75 %). Doch Schwarzenbach errang einen moralischen Sieg: «Allein gegen alle hat er es verstanden, die Psychologie der anonymen Masse zu deuten und sich zu ihrem Verfechter zu machen. Er hat ein Tabu gebrochen und das Thema der Identität und des Anderen aufgeworfen und sich nicht gescheut, simple Lösungen für komplexe Sachverhalte anzubieten.» (S. 208)

Jagt sie weg! ist keine wissenschaftliche Publikation, kein Fach-, sondern ein Sachbuch, das sowohl in seiner italienischsprachigen Originalausgabe (Milano: Feltrinelli, 2019) als auch in der von Walter Kögler (Berlin) besorgten deutschsprachigen Übersetzung auf grosses mediales Interesse

stösst und sich sehr gut verkauft. Offensichtlich hat Vecchio damit, wie die NZZ schreibt, «einen Nerv getroffen» (Raffaela Angstmann, in: Neue Zürcher Zeitung, 27. 9. 2019, S. 41). Der Grund dürfte in den Bezügen liegen, die der Autor zwischen den 1960er-Jahren und der Gegenwart herstellt (im Buch eher implizit, in der medialen Öffentlichkeit gelegentlich auch explizit): Das heutige, «salvinisierte» Italien gehe «‹mit Migranten so um wie die Schweiz damals mit den Italienern›» (Oliver Meiler, in: Süddeutsche Zeitung, 13. 7. 2019) – eine Analogie, die auch im Untertitel der italienischen Originalausgabe anklingt: *Quando i migranti eravamo noi* (in Anspielung auf Gian Antonio Stellas Buch *L'orda. Quando gli albanesi eravamo noi* von 2002). Und Matteo Salvini erinnere in mancher Beziehung an James Schwarzenbach.

Im schweizerischen Kontext ausschlaggebend ist demgegenüber die zeitliche Koinzidenz zwischen dem 50. Jahrestag der Abstimmung über die Schwarzenbach-Initiative 1970 und der Abstimmung über die Volksinitiative «Für eine massvolle Zuwanderung» (Begrenzungsinitiative) vom 27. September 2020, mithin die augenfälligen Ähnlichkeiten zwischen damaligem und heutigem Rechtspopulismus. Vecchio bezeichnet Schwarzenbach als «erste[n] Anführer einer fremdenfeindlichen Partei in Europa» (S. 191), als «ersten populistischen Popstar» (S. 175); doch er unterlässt es, Parallelen zu Christoph Blocher und anderen rechtspopulistischen Exponenten in der Schweiz herauszustreichen. Dass die Schweiz ab den 1960er-Jahren in vielerlei Hinsicht die Rolle einer «Avantgarde des europäischen Rechtspopulismus» spielte (Damir Skenderovic, 14. 12. 2016, https://geschichtedergegenwart.ch/die-schweiz-als-avantgarde-des-europaeischen-rechtspopulismus) und dass personelle Kontinuitäten unübersehbar sind (so etwa war der spätere SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer während sieben Jahren Schwarzenbachs rechte Hand), ist freilich keine «falsche», «linksliberale» These, wie Felix E. Müller behauptet (Neue Zürcher Zeitung, 5. 6. 2020, S. 8), sondern ein durch quellengestützte geschichtswissenschaftliche Forschung erhärtetes Faktum (vgl. Damir Skenderovic, Gianni D'Amato, Thomas Buomberger und andere).

Die prekären Lebensbedingungen der italienischen Migranten und die fremdenfeindliche Stimmung in der Schweiz der 1960er-Jahre, die Vecchio in seinem Buch in engagiertem Duktus aufleben lässt, sind tatsächlich erschütternd und in der Öffentlichkeit möglicherweise zum Teil vergessen – völlig unbekannt oder wirklich neu sind sie allerdings keineswegs. Die einschlägigen Bücher und audiovisuellen Quellen, auf die sich der Autor stützt, aus denen er extensiv zitiert und die er stellenweise mit fiktiven Elementen anreichert (S. 188: «Ja, so muss es wohl gewesen sein»), ohne dies im Einzelfall immer kenntlich zu machen, sind in der Bibliografie nachgewiesen; eigentliche Literaturverweise und Anmerkungen fehlen jedoch. Zitate ohne Autorennennung (zum Beispiel S. 212, von Giorgio Bassani), nicht ausgewiesene Kürzungen in direkten Zitaten (zum Beispiel S. 171), ungenaue Begriffe (zum Beispiel S. 123: «Petition» statt Initiative) und bedeutungsschwangere Formulierungen (zum Beispiel S. 133: «Schweiz gegen Italien ist nicht nur Fussball») hinterlassen einen schalen Nachgeschmack. Und dass Vecchio die vorangehende italienische Immigration ab den 1870er-Jahren, also die ersten Jahrzehnte des «Jahrhunderts der Italiener in der Schweiz» (Ernst Halter) ebenso wie die nachfolgenden «Überfremdungsinitiativen» (dritte 1974, vierte und fünfte 1977) ausblendet, mag dramaturgischen Überlegungen geschuldet sein, ist aber eine im Ergebnis fragwürdige Verkürzung. Abschliessend lässt sich festhalten, dass der Autor bereits seit längerem vorliegende Erkenntnisse der Migrations- und Rechts-

extremismusforschung popularisiert und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat – in einer pointiert subjektiven, selektiven Weise. Ein Zeugnis seiner Zeit ist Vecchios Buch allemal.

DAVID ZIMMER

Züger, Andrea: Leben schreiben. Eine qualitative Studie zu Praktiken des autobiografischen Schreibens.
Zürich: Chronos, 2019 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 24), 93 S.

Der Titel ist Programm: Eine Autobiografie zu verfassen, ist mehr, als einen Lebenslauf zu schreiben, das Porträt eines Menschen zu entwerfen oder die Geschichte einer Familie zu dokumentieren. Denn es geht um den eigenen Lebenslauf, die eigene Person, die eigene Familie. Schreiben heisst, Erinnerungen wecken, festhalten und ausstellen wie in einem Museum. Dadurch nimmt die Vergangenheit einen immer grösser werdenden Raum ein. Während des Schreibprozesses werden Gegenwart und Zukunft an den Rand gedrängt, sind oft wie inexistent. Doch erweist sich der Text im Überblick als «Lebensführungskonzept», das die Gegenwart beeinflusst und die Zukunft vorwegnimmt. Eine Autobiografie schreiben heisst, sein eigenes Leben schreibend zu erleben und zu leben.

Andrea Züger hat für ihre Lizenziatsarbeit (betreut von Bernhard Tschofen) vier Autobiografinnen ausgewählt, die einen Schreibkurs besuchten, um ihre Autobiografie zu verfassen. Das heisst, es sind Laienschriftstellerinnen. Sie sind grundsätzlich vertraut mit dem schriftlichen Medium, ebenso mit den Konventionen der mündlichen Erzählung und wagen den Vergleich mit Verwandten und Freunden und deren Erinnerungen und Meinungen. Auswahl und Anordnung des Stoffes sind abhängig von den Adressaten, die die Autobiografinnen vor Augen haben. Sie bewirken eine Vorzensur, sogar wenn eine Autorin «nur für sich» schreibt, denn das eigene Ich sowie ein unsichtbarer Leser sind ebenfalls Adressaten. Züger betont, dass das Ziel ihrer Untersuchung nicht die verfassten Texte, also die Autobiografien, sind, sondern «das Reden über» die Erinnerungen, die beim Schreiben entstehen und die den Stoff, das Material für die Autobiografie ergeben. Sie setzt sich speziell mit Ansgar Nünning auseinander, der 2006 auf die Fragilität von Erinnerungen hinwies und ihren Wahrheitsgehalt infrage stellte. Ein Erlebnis vergleichbar dem Damm, der bei der berühmten Madeleine von Marcel Proust die Erinnerungen bis anhin zurückgehalten hatte und nun bricht, gibt es nicht, wohl aber Beglaubigungstopoi, die die Wirklichkeit des Erzählten bekräftigen. Diese Topoi richten sich gegen vorweggenommene Zweifel der Verwandten und Freunde oder auch des eigenen Ichs. Wenn Eltern noch leben, kann nachgefragt werden, aber eigentliche Recherchen werden nicht gemacht. Vielmehr besteht durchaus ein Mut zur Lücke, vorausgesetzt, die Fragmente des Lebens fügen sich zu einer Geschichte, die, möchte man sagen, Hand und Fuss hat. Und genau hier setzt das Lebensführungskonzept ein. Sprache zwingt zu einer Darstellung von Handlung in einer zeitlichen Abfolge, auch wenn Gleichzeitigkeit erlebt wurde. Es entsteht Kausalität, die vor der Verschriftlichung so nicht gesehen wurde. Die sprachliche Ausformulierung folgt einer Logik, einer kulturellen Konvention und letztlich einer Sinngebung, die die Lebensgeschichte formen. Diese wird dann als das eigene Leben akzeptiert.

Züger verweist auf die aktuelle Mode der Schreibkurse hin und untersucht anhand der vier Probandinnen deren Einfluss auf ihr Vorhaben. Alle vier Laienschriftstellerinnen konnten ihr Werk abschliessen. Es ist eine Spur ihrer Existenz, die ihr persön-

liches Leben überdauern wird. Gerade als Geschenk an die Enkel ist es sinnstiftend und entsprechend befriedigend. Gleichzeitig entstehen so Zeitzeugnisse, eine Historie der Alltagskultur, die das 20. Jahrhundert im Blick hat, das sich unseren Augen mit zunehmender Geschwindigkeit entzieht. Es mag ein Geschäftemachen sein, schliesslich sind Kurse im Allgemeinen nicht billig, aber der Trend bestätigt eine Nachfrage, die vielfältige Wurzeln hat und die wohl noch eine Zeitlang andauern wird. Es ist zu hoffen, dass weitere wissenschaftliche Untersuchungen sich mit so komplexen Fragen auseinandersetzen werden wie: Fiktion und Wirklichkeit, Zufall und Fügung, Prägung und individuelle Freiheit, Kunst und Alltag – oder Alltagskultur.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

Arbeitskreis Siegburger Tuchgespräche (Hg.): Stoffe lesen – Stoffe erzählen Geschichte. Kunst und Geschichte des Siegburger und europäischen Kattuns und Kattundrucks. Ennenda: Comptoir David Jenny, 2020 (Edition Comptoir-Blätter, 16/17), 207 S., Ill.

Augart, Isabella, Sophia Kunze und Teresa Stumpf (Hg.): Im Dazwischen. Materielle und soziale Räume des Übergangs. Berlin: Reimer, 2020 (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems-Stiftung, 13), 230 S., Ill.

Bareither, Christoph und Ingrid Tomkowiak (Hg.): Mediated Pasts – Popular Pleasures. Medien und Praktiken populärkulturellen Erinnerns. Würzburg: Königshausen & Neumann (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 5), 2020, 354 S.

Barton, Gregory A.: The Global History of Organic Farming. Oxford: Oxford University Press, 2018, 256 S.

Brückner, Wolfgang: Das Jahr 1938 in der deutschsprachigen Volkskunde. Meinungshegemonien des gedruckten Wortes. Münster: Waxmann, 2020, 208 S.

Ehrensperger, Aurelia: Atem-Wege. Erkundungen zu Luftverschmutzung, Atemnot und Achtsamkeit. Diss. Zürich 2018. Zürich: Chronos, 2020 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 25), 208 S., Ill.

Feige, Johannes (Hg.): Zum Fressen gern? Menschen und ihre Tiere. Begleitheft zur Ausstellung «Zum Fressen gern? Menschen und ihre Tiere» vom 29. März bis 4. Oktober 2020 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 57). Augsburg: Walch, 2020, 85 S., Ill.

Fenske, Michaela und Bernhard Tschofen (Hg.): Managing the Return of the Wild. Human Encounters with Wolves in Europe. London: Routledge, 2020, 256 S., Ill.

Frizzoni, Brigitte (Hg.): Verschwörungserzählungen. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020, 354 S.

Frizzoni, Brigitte und Christine Lötscher (Hg.): «Bring me that horizon». Neue Perspektiven auf Ästhetik und Praxis populärer Literaturen und Medien. Festschrift für Ingrid Tomkowiak. Zürich: Chronos, 2020, 335 S., Ill.

Gerndt, Helge: Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute. Münster: Waxmann, 2020, 240 S., Ill.

Groth, Stefan, Sarah May und Johannes Müske (Hg.): Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. Frankfurt am Main: campus, 2020 (Arbeit und Alltag), 304 S.

Gütersloh, Renate und Stefan Maier (Hg.): Heimatmuseum für KK. Schenkungen zum 8. Mai 2020. Regensburg: edition vulpes, 2020, 88 S.

Hinrichsen, Jan: Unsicheres Ordnen. Lawinenabwehr, Galtür 1884–2014. Diss. Tübungen 2019. Tübingen: Mohr Siebeck, 2020, 305 S.

Jäggi, Patricia: Im Rauschen der Schweizer Alpen. Eine auditive Ethnographie zu Klang und Kulturpolitik des internationalen Radios. Bielefeld: Transcript, 2020, 266 S.

Kleinmann, Sarah, Arnika Peselmann und Ira Spieker (Hg.): Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2019 (Bausteine aus dem Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde, Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 38), 278 S., Ill.

NASSEHI, Armin: Das grosse Nein. Eigendynamik und Tragik des gesellschaftlichen Protests. Hamburg: Kursbuch. edition, 2020, 150 S.

NIEDERHAUSER, Rebecca: Gemeinsam wohnen. Kulturwissenschaftliche Blicke auf das Alter im Umbruch. Diss. Zürich 2018. Zürich: Chronos, 2020 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 26), 336 S., Ill.

Stand, 31. August 2020